



John Varley

Mehr Voraussichten

Scan: dago33

Korrektur: panic

Version 1.0, Juli 2003

Dieses ebook ist nicht zum Verkauf bestimmt

»Ein Löwe in der Speicherbank«

Alles was er wollte, war ein geruhiges Wochenende als Löwe...

»In der Schüssel«

Kaufen Sie nie gebrauchte Organe!

»Triade«

Eine türkisblaue Viertelnote, einen Kilometer breit.

John Varley wurde 1947 in Austin, Texas geboren. Bereits die ersten Veröffentlichungen in verschiedenen amerikanischen SF-Magazinen weisen ihn als einen Meister der »kurzen Form« aus. Innerhalb eines Veröffentlichungszeitraumes von nur fünf Jahren gelang es ihm, zweimal den Hugo Gernsback Award zu gewinnen, einmal mit dem Nebula-Preis ausgezeichnet und einmal für den John W. Campbell Award nominiert zu werden.

Goldmann Science Fiction



Von John Varley
ist außerdem im Goldmann Verlag lieferbar:

Voraussichten. 23.381

SCIENCE FICTION
STORIES

John Varley
Mehr
Voraussichten
THE PERSISTENCE OF VISION



Wilhelm Goldmann Verlag

Herausgegeben von Dr. Herbert W. Franke

Made in Germany • 7/81 • 1. Auflage • 119

© der Originalausgabe 1978 by John Varley

Originally published in the U.S.A.

by The Dial Press/James O. Wade, Inc. 1978,
under the title THE PERSISTENCE OF VISION.

»In the Bowl.« Copyright © 1975 by Mercury Press, Inc.

Originally published in

The Magazine of Fantasy and Science Fiction (December 1975).

»Gotta Sing, Gotta Dance.« Copyright © 1976 by UPD Publishing Corp.

Originally published in *Galaxy* (July 1976).

»Overdrawn at the Memory Bank.« Copyright © 1976 by
UPD Publishing Corp. Originally published in *Galaxy* (May 1976).

© der deutschsprachigen Ausgabe 1981

by Wilhelm Goldmann Verlag, München

Die Kurzgeschichte »In der Schüssel« erschien bereits in

»Katapult zu den Sternen. Magazine of Fantasy

and Science Fiction 51«, herausgegeben von

Manfred Kluge (Heyne Verlag, München 1978, Nr. 3623).

Die Kurzgeschichte »Triade« erschien bereits in »Countdown«,
herausgegeben von

HJ. Alpers (Knaur Verlag, München/Zürich, 1979, Nr. 5711).

Umschlagentwurf: Atelier Adolf & Angelika Bachmann, München

Umschlagillustration: Jürgen F. Rogner, München

Gesamtherstellung: Mohndruck Graphische Betriebe GmbH, Gütersloh

Verlagsnummer 23.382

Lektorat: Peter Wilfert • Herstellung: Peter Papenbrok

ISBN 3-442-23.382-8

INHALT

Ein Löwe in der Speicherbank
OVERDRAWN AT THE MEMORY BANK
Übersetzung: Tony Westermayr
7

In der Schüssel
IN THE BOWL
Übersetzung: Birgit Reß-Bohusch
59

Triade
GOTTA SING, GOTTA DANCE
Übersetzung: Hans Joachim Alpers
110

Ein Löwe in der Speicherbank

Im Disneyland von Kenia war Schulbesuchstag. Fünf Neunjährige wurden in der medizinischen Abteilung herumgeführt, wo Fingal auf dem Speicher-Tisch lag, den Schädel aufgeklappt, und in einen Spiegel hinaufblickte. Fingal war gereizter Stimmung (daher der Besuch im Disneyland) und hätte die Kinder entbehren können. Ihr Lehrer gab sich alle Mühe, aber wer wird mit fünf Neunjährigen fertig?

»Wozu ist der dicke grüne Draht da, Herr Lehrer?« fragte ein kleines Mädchen, streckte eine schmutzige Hand aus und berührte Fingals Gehirn, wo der Haupt-Speicherdraht an der eingebauten Klemme befestigt war.

»Lupus, ich habe gesagt, ihr sollt nichts anrühren. Und sieh dich an, die Hände hast du dir auch nicht gewaschen.« Der Lehrer ergriff die Hand des Kindes und zog es weg.

»Aber was macht das denn? Sie haben uns gestern erklärt, der Grund dafür, warum niemand sich mehr so wie früher um Schmutz schert, ist der, daß Schmutz nicht mehr schmutzig ist.«

»Ich bin sicher, daß ich es *so* nicht ausgedrückt habe. Was ich gesagt habe, war folgendes: Als die Menschen gezwungen wurden, die Erde zu verlassen, benutzten wir die goldene Gelegenheit, um alle schädlichen Keime zu vernichten. Als nach der Besetzung auf dem Mond nur noch dreitausend Menschen lebten, fiel es uns leicht, alles zu sterilisieren. Die Medika braucht also nicht mehr Handschuhe zu tragen, wie früher die Chirurgen, oder sich auch nur die Hände zu waschen. Es besteht keine Infektionsgefahr. Aber höflich ist das nicht. Wir wollen nicht, daß dieser Mann glaubt, wir wären nur deshalb

unhöflich zu ihm, weil sein Nervensystem abgekoppelt ist und er nichts dagegen tun kann, ja?«

»Nein, Herr Lehrer.«

»Was ist ein Chirurg?«

»Was ist ›Infektion‹?«

Fingal wünschte sich, die Rangen hätten sich einen anderen Tag für ihre Besichtigung ausgesucht, aber wie der Lehrer schon betont hatte, konnte er sehr wenig tun. Die Medika hatte seine Motoriksteuerung dem Computer übertragen, während sie die Abtastung vornahm. Er war gelähmt. Er beäugte den kleinen Jungen mit dem geschnitzten Stock und hoffte nur, daß ihm nicht in den Sinn kam, ihn damit ins Großhirn zu pieken. Fingal war zwar versichert, aber auf den Ärger konnte man verzichten.

»Ihr geht alle ein bißchen zurück, damit die Frau ihrer Arbeit nachgehen kann. Das ist schon besser. Also, wer kann mir sagen, was der dicke grüne Draht ist? Destry?«

Destry räumte ein, das wisse er nicht, es sei ihm auch egal, und er wolle am liebsten hier raus und Klatschball spielen. Der Lehrer ließ ihn sein und wandte sich an die anderen.

»Der grüne Draht ist die Haupt-Sondierelektrode«, erklärte der Lehrer. »Sie ist angeschlossen an eine Reihe sehr dünner Drähte im Kopf des Mannes, so wie ihr sie habt, seit sie euch bei der Geburt eingesetzt worden sind. Kann mir jemand sagen, wie die Speicherung vor sich geht?«

Das kleine Mädchen mit den schmutzigen Händen meldete sich.

»Indem man Knoten in Schnüre macht.«

Der Lehrer lachte, aber nicht die Medika. Sie hatte das alles schon oft genug gehört. Der Lehrer natürlich auch,

aber deshalb war er Lehrer. Er besaß die Geduld, mit Kindern umzugehen, heutzutage, wo es nur noch so wenige gab, eine Seltenheit.

»Nein, das war nur eine Analogie. Könnt ihr alle ›Analogie‹ sagen?«

»A – na – lo – gie«, riefen sie im Chor.

»Fein. Was ich euch erzählt habe, war, daß die FPNS-Ketten Schnüren mit Knoten darin sehr *ähnlich* sind. Wenn ihr einen Code erfindet, bei dem jeder Millimeter und jeder Knoten eine Bedeutung hat, könnt ihr Wörter durch Schnüre ausdrücken, indem ihr Knoten hineinmacht. Das tut die Maschine mit der FPNS. Also... kann mir jemand sagen, was FPNS heißt?«

»Ferro-Photo-Nuklein-Säure«, sagte das Mädchen, das die Klassenbeste zu sein schien.

»Richtig, Luples. Das ist ein Abweicher von DNS und kann durch Magnetfelder und Licht mit Knoten versehen und zu chemischen Veränderungen veranlaßt werden. Was die Frau dort macht, ist, lange Schnüre FPNS in die winzigen Röhrchen einzuführen, die sich im Gehirn des Mannes befinden. Wenn sie damit fertig ist, schaltet sie die Maschine ein, und der Strom wird Knoten machen. Und was geschieht dann?«

»Sein ganzes Gedächtnis geht in den Speicherwürfel über«, sagte Luples.

»Richtig. Aber es ist schon ein bißchen komplizierter. Erinnert ihr euch an das, was ich über eine geteilte Chiffre erzählt habe? Von der Art, die aus zwei Teilen besteht und einer ohne den anderen nutzlos ist? Stellt euch zwei solche Schnüre vor, jede mit vielen Knoten versehen. Ihr versucht nun, eine mit eurem Decoder zu lesen, und kommt dahinter, daß sie keinen Sinn ergibt. Das kommt daher, daß derjenige, der sie geschrieben hat,

zwei Schnüre benutzte und die Knoten an verschiedenen Stellen anbrachte. Sie ergeben nur dann Sinn, wenn ihr sie nebeneinanderlegt und so lest. Auf diese Weise arbeitet der Coder hier, aber die Frau verwendet fünfundzwanzig Schnüre. Wenn sie alle richtig verknotet und in die richtigen Öffnungen in dem Würfel dort drüben eingeführt sind«, er zeigte auf den rosaroten Würfel auf dem Arbeitstisch der Medizinerin, »enthalten sie das ganze Gedächtnis und die Persönlichkeit des Mannes hier. In gewisser Weise wird er in dem Würfel sein, es aber nicht wissen, weil er heute ein afrikanischer Löwe sein wird.«

Das war aufregend für die Kinder, die viel lieber durch den kenianischen Busch streiften, als sich anzuhören, wie ein Multi-Holo angefertigt wurde. Als sie sich beruhigten, sprach der Lehrer weiter und gebrauchte Vergleiche, die mit der Zeit immer weiter hergeholt waren.

»Wenn die Schnüre im... Aufmerksamkeit, Herrschaften. Wenn sie im Würfel sind, werden sie von elektrischem Strom fixiert. Was wir dann haben, ist ein Multi-Holo. Kann mir jemand sagen, warum wir nicht einfach eine Bandaufzeichnung von dem nehmen können, was im Gehirn dieses Mannes vorgeht, und sie verwenden?«

Zur Abwechslung antwortete einer der Jungen.

»Weil das Gedächtnis nicht... Wie nennt man das?«

»Aufeinanderfolgend?«

»Ja, nicht aufeinanderfolgend ist. Seine Erinnerungen sind überall im Gehirn gespeichert, und es gibt keine Methode, sie auszusortieren. Das Speichergerät macht deshalb eine Gesamtaufnahme von dem ganzen Ding, wie ein Hologramm. Heißt das, daß man den Würfel in

zwei Hälften schneiden kann und man dann zwei Leute hat?«

»Nein, aber das ist eine gute Frage. Eine solche Art von Hologramm ist das nicht. Das ist eher so, als... als drücke man seine Hand in Lehm, aber in vier Dimensionen. Wenn man nach dem Trocknen ein Stück von dem Lehm abbricht, verliert man einen Teil der Informationen, nicht? Nun, so ist das ungefähr. Man kann den Abdruck nicht sehen, weil er zu klein ist, aber alles, was der Mann je getan, gesehen und gehört und gedacht hat, wird in dem Würfel sein..«

»Würdet ihr ein bißchen zurückgehen?« fragte die Medika. Die Kinder im Spiegel über Fingals Kopf schlurften zurück und wurden zu mehr als nur Köpfen mit herausragenden Schultern. Die Medika justierte den letzten FPNS-Strang in Fingals Hirnrinde auf die knappen Toleranzen ein, die der Computer festlegte.

»Wenn ich erwachsen bin, will ich Medikus werden«, sagte ein Junge.

»Ich dachte, du willst aufs College gehen und Wissenschaftler werden?«

»Na ja, vielleicht. Aber mein Freund bringt mir bei, Medikus zu werden. Das scheint viel einfacher zu sein.«

»Du solltest in der Schule bleiben, Destry. Ich bin sicher, dein Elter möchte, daß etwas aus dir wird.« Die Medika kochte innerlich. Sie wußte sehr wohl, daß sie eigentlich nichts sagen durfte – Erziehung war eine ernste Sache, und Einmischung in die Pflichten eines Lehrers wurde mit hohen Geldstrafen belegt. Aber sie freute sich offenkundig, als die Klasse ihr dankte und zur Tür hinausging, schwarze Fußabdrücke hinterlassend.

Sie drehte erbost einen Schalter, und Fingal stellte fest, daß er atmen und seine Kopfmuskeln bewegen konnte.

»Mieser, eingebildeter Collegeabsolvent«, sagte sie. »Was soll schlecht dran sein, wenn man sich die Hände schmutzig macht, frage ich Sie!« Sie wischte sich das Blut von den Händen an ihrem blauen Kittel ab.

»Die Lehrer sind die Schlimmsten«, sagte Fingal.

»Ist das nicht die Wahrheit? Na, Medikus zu sein, braucht man sich nicht zu schämen. Gut, ich bin nicht aufs College gegangen, na und? Ich kann meine Arbeit, und wenn ich fertig bin, kann ich sehen, was ich gemacht hab'. Ich habe schon immer gern mit den Händen gearbeitet. Wußten Sie, daß Medikus zu sein, einer der geachtetsten Berufe war, die es gegeben hat?«

»Wirklich?«

»Im Ernst. Sie mußten jahrelang aufs College gehen und verdienten ein Heidengeld, kann ich Ihnen sagen.«

Fingal sagte nichts. Es schien ihm, daß sie übertrieb. Was war an der Medizin so schwierig? Ein bißchen Sinn fürs Mechanische und eine ruhige Hand, das war alles, was man brauchte. Fingal nahm viele Wartungsarbeiten an seinem Körper selbst vor und ging nur bei großen Sachen in die Werkstatt. Nur gut, bei den Preisen, die sie verlangten. Aber über solche Dinge sprach man nicht, wenn man hilflos auf dem Tisch lag.

»Okay, fertig.« Sie zog die Module mit den unsichtbaren FPNS-Strängen heraus und legte sie in die Entwicklerflüssigkeit. Sie klappte Fingals Schädel wieder zu und zog die in den Knochen eingelassenen Schrauben an. Sie gab ihm seine Motoriksteuerung zurück, während sie seine Kopfhaut wieder zusammenklebte. Er reckte sich und gähnte. In der Medikus-Werkstatt wurde er immer schlafbrig; warum, wußte er nicht. »Ist das alles für heute, Sir? Wir haben ein Sonderangebot an Blutaustausch, und da Sie ja nur hier liegen, während Sie

draußen im Reservat doppeln, könnten Sie gleich – «

»Nein, danke. Ich habe es mir vor einem Jahr austauschen lassen. Haben Sie meine Fallgeschichte nicht gelesen?«

Sie griff nach der Karte und warf einen Blick darauf.

»Stimmt. Schön. Sie können jetzt aufstehen, Mr. Fingal.« Sie notierte etwas auf der Karte und legte sie auf den Tisch. Die Tür ging auf, und ein kleines Gesicht guckte herein.

»Hab' meinen Stock vergessen«, sagte der Junge. Er kam herein und steckte zur Verärgerung der Medika den Kopf unter alle möglichen Geräte. Sie versuchte den Jungen nicht zu beachten, als sie aufnahm, was sie noch wissen mußte.

»Und machen Sie jetzt gleich Urlaub oder warten Sie, bis Ihr Double fertig ist, und spielen ihn dann ab?«

»Hm? Ach, Sie meinen... Ja, ich verstehe. Nein, ich gehe gleich in das Tier. Mein Psychist hat mir meiner Nerven wegen geraten, herzukommen, darum hätte es nicht viel Sinn, wenn ich abwarte, oder?«

»Nein, das wohl nicht. Sie schlafen also hier, während Sie im Reservat doppeln. He!« Sie fuhr zu dem kleinen Jungen herum, der seine Nase in die Dinge steckte, die ihn nichts angingen. Sie zog ihn weg. »Entweder findest du in einer Minute, was du suchst, oder du verschwindest, ja?«

Er machte sich wieder auf die Suche, kicherte hinter der vorgehaltenen Hand und hielt Ausschau nach anderen interessanten Dingen, an denen man herumdrehen konnte.

Die Medika machte eine Eintragung auf der Karte, warf einen Blick auf die Leuchtziffern am Daumennagel und stellte fest, daß ihre Schicht fast schon vorbei war. Sie

schloß den Gedächtniswürfel mittels einer Maschine an eine Klemme in Fingals Hinterkopf an.

»Sie haben das vorher noch nie gemacht, nicht? Wir tun das, um Leerstellen zu vermeiden, die manchmal verwirrend sein können. Der Würfel ist fast schon soweit, aber während ich Sie in Schlaf versetze, nehme ich die letzten zehn Minuten mit in die Speicherung auf. Auf diese Weise gibt es keine Desorientiertheit für Sie, sondern Sie gelangen durch einen Traumzustand unmittelbar in das vollständige Bewußtsein, sich im Körper eines Löwen zu befinden. Ihr Körper wird weggebracht in einen unserer Ruheräume, während Sie fort sind. Es gibt keinen Grund zur Besorgnis.«

Fingal machte sich keine Sorgen, er war nur müde und verkrampt. Er wünschte sich nur, daß sie endlich weitermachte und aufhörte, darüber zu reden. Und er wünschte sich, daß der kleine Junge endlich damit aufhörte, seinen Stock an das Tischbein zu schlagen. Er fragte sich, ob der Kopfschmerz auf den Löwen übergehen würde. Sie schaltete ihn ab.

Sie trugen seinen Körper fort und brachten seinen Speicherwürfel in den Installierungsraum. Die Medika jagte den Jungen in den Flur hinaus und spritzte den Speicher-Raum mit dem Wasserschlauch ab. Dann machte sie sich auf den Weg zu einem Stelldichein, für das sie sich schon verspätet hatte.

Die Angestellten von Disneyland Kenia montierten den Würfel in ein Metallkästchen im Schädel einer ausgewachsenen Löwin. Angesichts der Sozialstruktur der Löwen forderten die Besitzer einen Aufpreis für den Gebrauch eines männlichen Körpers, aber Fingal war das Geschlecht im Grunde gleichgültig.

Eine kurze Fahrt mit einer unterirdischen Eisenbahn im

narkotisierten Körper der Fingal-Löwin, dann wurde er unter der gleißenden Sonne des Buschs von Kenia abgesetzt. Er erwachte, schnupperte und fühlte sich augenblicklich wohler.

Das Disneyland von Kenia war ein komplettes Environment zwanzig Kilometer unter dem Mare Moscovense auf der Rückseite des Mondes, fast kreisrund, mit einem Radius von zweihundert Kilometern. Vom Boden bis zum »Himmel« waren es zwei Kilometer, außer über der Nachbildung des Kilimandscharo in natürlicher Größe, wo letzterer sich hochwölbte, damit über dem Schneegipfel sich auf realistische Weise Wolken bilden konnten.

Die Illusion war fehlerlos. Die Bodenwölbung entsprach der Wölbung der Erde, so daß der Horizont viel weiter entfernt war als alles, was Fingals Gewohnheit entsprach. Die Bäume waren ebenso echt wie alle Tiere. Nachts hätte ein Astronom ein Spektroskop gebraucht, um die Sterne von ihren echten Vorbildern zu unterscheiden. Fingal vermochte jedenfalls nichts Unstimmiges zu entdecken. Nicht, daß er Wert darauf gelegt hätte. Die Farben waren ungewohnt, aber das lag am eingeschränkten Sehvermögen der Raubkatze. Geräusche waren viel auffälliger, ebenso Gerüche. Hätte er darüber nachgedacht, so wäre ihm aufgefallen, daß die Schwerkraft für Kenia viel zu gering war, aber das tat er nicht; er war hergekommen, um genau das zu vermeiden.

Es war heiß und prachtvoll. Das trockene Gras blieb geräuschlos, als er mit breiten Tatzen darüber hinwegschritt. Er roch Antilope, Weißschwanzgnu und... war das Pavian? Er spürte, wie sich Hunger in ihm regte, aber eigentlich hatte er keine Lust zum Jagen. Trotzdem stellte er fest, daß die Löwin sich anzuschleichen begann.

Fingal war in einer seltsamen Lage. Er beherrschte die Löwin, aber nur mit Einschränkungen. Er konnte sie dahin steuern, wo er hinwollte, aber auf instinktive Verhaltensweisen vermochte er nicht im geringsten einzuwirken. Diesen war er ebenso unterworfen wie die Löwin selbst. In einem gewissen Sinn *war* er die Löwin; wenn er eine Pfote heben oder sich umdrehen wollte, tat er das einfach. Die Beherrschung der Motorik war vollständig. Es war ein großartiges Gefühl, auf allen vier zu gehen, und es fiel so leicht wie das Atmen. Die Witterung der Antilopen führte aber auf direktem Weg von den Nüstern zum Kleinhirn, stellte eine Verbindung mit dem Magenknurren her und zwang ihn, sich anzuschleichen.

Im Führer stand, man sollte nachgeben. Dagegen anzukämpfen, nutze keinem und könne zur Frustrierung führen. Wenn man dafür bezahlte, ein Löwe zu sein (siehe das Kapitel mit der Überschrift »Woran man sich halten muß«), mochte man ruhig auch wirklich einer *sein*, nicht bloß in den Körper schlüpfen und die Sehenswürdigkeiten genießen.

Fingal wußte nicht recht, ob ihm das behagte, als er die Antilopen von der windabgewandten Seite her anschlich und sich hinter einem verkümmerten Gestrüpp duckte. Er überlegte, während er das gute Dutzend Tiere prüfend betrachtete, die nur einige Meter von ihm entfernt weideten, und suchte mit dem Auge des Raubtiers die Kleinen, die Schwachen und die Jungen heraus. Vielleicht sollte er jetzt lieber den Rückzug antreten und seiner Wege gehen. Diese wunderschönen Tiere taten ihm nichts. Der Teil von ihm, der Fingal war, wollte sie in erster Linie bewundern, nicht sie fressen.

Bevor er noch recht begriff, wie ihm geschah, stand er

triumphierend über dem blutigen Kadaver einer kleinen Antilope. Die anderen waren in der Ferne nur noch Staubfahnen.

Unglaublich!

Die Löwin war schnell, schien sich aber im Vergleich zu den Antilopen wie in Zeitlupe zu bewegen. Ihr einziger Vorteil beruhte auf Überraschung, Verwirrung und blitzschnellem, unverhülltem Angriff. Ein Kopf hatte sich gehoben, Ohren waren in die Richtung des Gestrüpps gezuckt, wo er sich versteckte, und er war explodiert. Zehn Sekunden heftiger Anstrengung, und er biß in eine weiche Kehle, spürte, wie das Blut herausspritzte und die Hinterbeine unter seinen Tatzen im Tod trommelten. Er keuchte, und das Blut strömte rasch durch seine Adern. Es gab nur eine Möglichkeit, die Spannung zu entladen.

Er warf den Kopf zurück und brüllte seine Blutgier hinaus.

Als das Wochenende fast vorbei war, hatte er genug von Löwen. Die paar Minuten hoher Lust beim Töten lohnten nicht. Es war ein Leben von endlosem Anschleichen, zahllosen Fehlversuchen und armseliger Anstrengung, von der Beute, die man geschlagen hatte, ein paar Bissen für sich zu bekommen. Zu seinem Verdruß stellte er fest, daß die Löwin in der Hackordnung sehr weit unten stand. Als er seine Beute zum Rudel zurückgeschleift hatte – er wußte nicht, warum das geschehen war, aber die Löwin schien es zu wissen –, wurde sie ihm prompt gestohlen. Er/sie ließ sich hilflos auf die Hinterbacken nieder und schaute zu, wie das Leitmännchen seinen Anteil verzehrte, gefolgt vom Rest des Rudels. Ihm blieb vier Stunden später eine trockene Keule, und selbst darum

mußte er sich noch mit Geiern und Hyänen raufen. Er sah ein, wozu man den höheren Betrag bezahlte. Das Männchen hatte es wahrlich leicht.

Aber er mußte zugeben, daß es sich gelohnt hatte. Er fühlte sich besser; sein Psychist hatte recht gehabt. Es tat einem gut, die unersättlichen Computer in seinem Büro für ein Wochenende einfachen Lebens zu verlassen. Hier draußen mußten keine komplizierten Entscheidungen gefällt werden. Wenn er Zweifel hatte, hörte er auf seine Instinkte. Aber beim nächstenmal gedachte er doch als Elefant zu gehen. Er hatte sie beobachtet. Alle die anderen Tiere ließen sie zumeist in Ruhe, und er sah auch, warum. Ein einzelner Elefantenbulle zu sein, frei, umherzulaufen, wo er wollte, Nahrung schon am nächsten Baumast...

Er dachte immer noch darüber nach, als ihn der Einsammel-Trupp holte.

Er erwachte mit dem undeutlichen Gefühl, daß etwas nicht in Ordnung war. Er setzte sich im Bett auf und schaute sich um. Nichts schien am falschen Ort zu sein. Es war niemand bei ihm im Zimmer. Er schüttelte den Kopf, um klar zu werden.

Es nutzte nichts. Noch immer stimmte etwas nicht. Er versuchte sich zu erinnern, wie er hierhergekommen war, und lachte sich aus. Sein eigenes Schlafzimmer! Was war daran so Besonderes?

Aber war da nicht ein Urlaub gewesen, ein Wochenend-Ausflug? Er erinnerte sich, ein Löwe gewesen zu sein, rohes Antilopenfleisch verschlungen zu haben, im Rudel umhergestoßen worden zu sein, mit anderen Weibchen gekämpft zu haben und unterlegen zu sein, um danach den Rückzug anzutreten, damit er/sie

vor sich hin knurren konnte.

Sicherlich hätte er in der medizinischen Abteilung des Disneylands ins menschliche Bewußtsein zurückkehren sollen. Er konnte sich nicht daran erinnern. Er griff nach seinem Telefon, obwohl er nicht wußte, wen er eigentlich anrufen sollte. Vielleicht seinen Psychisten oder das Kenia-Büro.

»Bedaure, Mr. Fingal«, erklärte der Apparat. »Diese Leitung steht für ausgehende Gespräche nicht mehr zur Verfügung. Wenn Sie – «

»Wieso denn nicht?« fragte er gereizt und verwirrt.
»Ich habe meine Rechnung bezahlt.«

»Das geht dieses Amt nichts an, Mr. Fingal. Und unterbrechen Sie nicht, bitte sehr. Es ist schwer genug, Sie zu erreichen. Ich bin im Schwund, aber die Mitteilung wird fortgesetzt, wenn Sie nach rechts blicken.« Die Stimme und das Summen des Stroms darunter verklangen. Der Apparat war tot.

Fingal blickte nach rechts und zuckte vor Überraschung zusammen. Da war eine Hand, eine Frauenhand, die seine Zimmerwand beschrieb. Die Hand verblaßte am Gelenk.

»*Mene, Mene, Tekel...*« schrieb sie mit dünnen, brennenden Buchstaben. Dann winkte die Hand gereizt ab und löschte die Schrift mit dem Daumen. Die Wand war dort, wo die Wörter gestanden hatten, rußbefleckt.

»Sie bilden sich das ein, Mr. Fingal«, schrieb die Hand, die Buchstaben mit einem manikürten Fingernagel ritzend. »Das war das, was zu sehen Sie erwartet haben.« Die Hand unterstrich dreimal das Wort »erwartet«. »Bitte, arbeiten Sie mit, ordnen Sie Ihre Gedanken und sehen Sie, was wirklich *dasteht*, sonst kommen wir überhaupt nicht weiter. Verdammt, jetzt ist der Platz fast

zu Ende.«

So war es tatsächlich. Die Schriftzüge bedeckten die ganze Wand, und die Hand befand sich ganz unten am Boden. Die Erscheinung schrieb immer kleinere Buchstaben, um alles noch auf die Fläche zu zwängen.

Fingal hatte den Angaben seines Psychisten zufolge einen sehr guten Realitätssinn. Er klammerte sich an dieses Urteil wie an einen Talisman, als er sich näher zur Wand vorbeugte, um den letzten Satz zu lesen.

»Blicken Sie auf Ihr Bücherregal«, schrieb die Hand.
»Der Titel hat den Wortlaut ›Orientierung in Ihrer Phantasiewelt‹.«

Fingal wußte, daß er solch ein Buch nicht besaß, aber ihm fiel nichts ein, was er sonst hätte tun können.

Sein Telefon funktionierte nicht, und wenn er vorübergehend unter einer Psychose litt, hielt er es nicht für klug, den öffentlichen Korridor zu betreten, bis er eine Vorstellung davon hatte, was eigentlich vorging. Die Hand verschwand, aber die Buchstaben schwelten weiter.

Er fand das Buch mühe los. Es war eigentlich eine Broschüre mit farbenfrohem Umschlag, von der Art, wie er sie in den Vorzimmern des Kenia-Disneylands gesehen hatte, Werbematerial. An der Unterseite stand:
»Herausgegeben unter Schirmherrschaft des Kenia-Computers, Operator A. Joachim.« Er schlug das Bändchen auf und begann zu lesen.

KAPITEL EINS

»Wo bin ich?«

Inzwischen werden Sie sich wohl fragen, wo Sie

sind. Das ist eine völlig gesunde und normale Reaktion, Mr. Fingal. Jeder, der bedrängt zu sein scheint von übersinnlichen Erscheinungen, als hätte er die Wirklichkeit nicht mehr im Griff, würde sich das fragen. Oder, um es einfacher auszudrücken: »Bin ich bekloppt oder was?«

Nein, Mr. Fingal, Sie sind nicht von Sinnen. Aber Sie sitzen nicht, wie Sie vermutlich glauben, auf Ihrem Bett und lesen in einem Buch. Das bilden Sie sich alles nur ein. Sie befinden sich immer noch im Disneyland Kenia. Genauer noch, Sie sind in dem Speicher-Würfel enthalten, den wir von Ihnen hergestellt haben, bevor Sie Ihr Wochenende im Busch antraten. Es hat nämlich einen gewaltigen Murks gegeben.

KAPITEL ZWEI

»Was ist geschehen?«

Das möchten wir auch gerne wissen, Mr. Fingal. Zunächst folgt einmal das, was wir wissen. Ihr Körper ist verlegt worden. Regen Sie sich jetzt, bitte, nicht auf, wir tun alles, was wir können, um ihn zu finden und in Erfahrung zu bringen, wie das passieren konnte, aber das wird seine Zeit in Anspruch nehmen. Vielleicht ist das nur ein schwacher Trost, aber in den fünfundsiebzig Jahren unseres Bestehens ist das noch nie vorgekommen, und sobald wir geklärt haben, wie es diesmal geschehen konnte, dürfen Sie versichert sein, daß wir Sorge dafür tragen werden, keine Wiederholung zuzulassen. Wir gehen derzeit

mehreren Hinweisen nach, und Sie können sich darauf verlassen, daß Ihr Körper Ihnen unversehrt zurückgegeben wird, sobald wir ihn gefunden haben.

Sie sind jetzt deshalb wach und bewußt, weil wir Ihren Speicher-Würfel in den Betriebsablauf unseres H 210-Computers eingefügt haben, eines der besten Holo-Gedächtnissysteme, die modernen Unternehmen zur Verfügung stehen. Es gibt nämlich ein paar Probleme.

KAPITEL DREI

»Was für Probleme?«

Es ist ein bißchen schwierig, das für Sie verständlich auszudrücken, aber versuchen wir es einmal, ja?

Das Mittel, das wir verwenden, um Ihr Gedächtnis zu speichern, ist nicht dasjenige, das Sie vermutlich selbst als Absicherung gegen einen Unfalltod verwendet haben. Wie Sie sicher wissen, speichert dieses System Ihr Gedächtnis bis zu zwanzig Jahren ohne Verfall oder Verlust von Informationen und ist ziemlich teuer. Das System, das wir anwenden, ist ein zeitlich begrenztes, wirksam für zwei, fünf, vierzehn oder achtundzwanzig Tage, je nach Länge Ihres Aufenthalts. Ihr Gedächtnis wird in den Würfel übernommen, wo es nach Ihrer Meinung im Ruhezustand und unverändert bleibt, so, wie das in Ihrer Versicherungs-Speicherung der Fall ist. Wenn Sie das gedacht haben sollten, wären Sie im Irrtum, Mr. Fingal. Überlegen Sie. Wenn Sie sterben, wird Ihre Speicherbank auf der Stelle von dem Zellplasma,

das Sie zusammen mit dem Gedächtnis-Würfel gespeichert haben, einen Klon heranzüchten. Nach sechs Monaten würde man Ihr Gedächtnis in den Klon einspielen, und Sie würden ohne die Erinnerungen, die vom Zeitpunkt Ihrer letzten Speicherung ab in Ihrem Körper angesammelt wurden, erwachen. Vielleicht haben Sie das schon erlebt. Sollte das der Fall sein, kennen Sie den Schock beim Erwachen aus dem Speicherungsverfahren, wenn man Ihnen erklärt, es sei drei oder vier Jahre später, und Sie seien in der Zwischenzeit gestorben.

Jedenfalls ist das Verfahren, das wir anwenden, ein *fortlaufendes*, sonst wäre es für Sie wertlos. Der Würfel, den wir in das afrikanische Tier Ihrer Wahl einführen, ist in der Lage, die Erinnerungen an Ihren Aufenthalt in Kenia in den Gedächtnis-Würfel einzubringen. Wenn Ihr Besuch vorbei ist, werden diese Erinnerungen wieder in Ihr Gehirn eingespielt, und Sie verlassen das Disneyland mit den aufregenden, lehrreichen und erfrischenden Erlebnissen Ihrer Zeit als Tier, obwohl Ihr Körper den Ruheraum nie verlassen hat. Man nennt das »doppeln«. Entstanden ist das Wort aus dem deutschen »Doppelgänger«.

Nun zu den Problemen, von denen wir sprachen. Sie dachten sicher schon, dazu kämen wir *nie*, nicht wahr?

Erstens: Da Sie sich für einen Wochenend-Aufenthalt eingeschrieben hatten, benutzte die Medika natürlich im Rahmen unserer vergünstigten Ausflugs-Angebote einen Zweitage-Würfel. Diese Würfel besitzen einen Sicherheitsfaktor, taugen aber über bestenfalls drei Tage hinaus nicht viel. Nach Ablauf dieser Zeit beginnt der Würfel zu verschleißen. Wir

gehen natürlich voll davon aus, daß wir Sie bis dahin wieder in Ihrem eigenen Körper untergebracht haben. Dazu stellt sich noch das Problem der Speicherung. Da diese fortlaufenden Gedächtnis-Würfel dafür gedacht sind, ständig in Gebrauch zu sein, während Ihre Erinnerungen dort gespeichert sind, stellen sich gewisse Probleme für die jetzige Verlegenheit, in der wir uns befinden. Können Sie mir folgen, Mr. Fingal? Während der Würfel seine Eignung für den Gebrauch in einer gemeinsamen Existenz mit einem lebenden Wirt, wie etwa der Löwin, die Sie eben verließen, bereits verloren hat, *muß* er ununterbrochen in Tätigkeit gehalten werden, weil es sonst zu Informationsverlusten kommt. Ich bin sicher, Sie wollen nicht, daß das geschieht, oder? Natürlich nicht. Wir haben also folgendes gemacht: Wir haben Sie an unseren Computer »angeschlossen«, der Sie bei Bewußtsein und Gesundheit erhält und Sie gegen die Ungerichtetetheit Ihrer Gedächtnis-Nexi schützt. Darauf will ich nicht näher eingehen; glauben Sie mir, daß Ungerichtetetheit nichts ist, was Sie über sich ergehen lassen möchten.

KAPITEL VIER

»Was ist denn da los, hm?«

Ich bin froh, daß Sie das gefragt haben. (Denn Sie *haben* es gefragt, Mr. Fingal. Dieses Büchlein gehört zu dem Analog-Verfahren, das ich weiter unten erklären werde.)

Leben in einem Computer gehört nicht zu den

Dingen, auf die man sich einfach einläßt und hoffen kann, die Weltbild-Verträglichkeit zu behalten, die für geistig normales Funktionieren in dieser komplexen Gesellschaft so notwendig ist. Man hat es versucht, also nehmen Sie uns das ab. Oder vielmehr mir. Habe ich mich schon vorgestellt? Ich bin Apollonia Joachim, Operator Erster Klasse für die Computerfehler-Ortungsfirma Datensicher. Sie werden vermutlich nie von uns gehört haben, obwohl Sie mit Computern arbeiten.

Da Sie in der verwirrenden Ein-Aus-Welt, die in einem Datensystem als Wirklichkeit gilt, nicht einfach bewußt werden können, legt Ihr Verstand in Zusammenarbeit mit einem Analog-Verfahren, das ich dem Computer eingegeben habe, die Dinge auf eine Art und Weise aus, die ihm ungefährlich und tröstlich erscheint. Die Welt, in der Sie sich finden, ist ein Produkt Ihrer Einbildung. Ihnen erscheint sie natürlich wirklich, weil sie aus demselben Teil des Verstandes kommt, den Sie auch sonst einsetzen, um die Wirklichkeit zu interpretieren. Wenn wir darüber philosophieren wollten, könnten wir vermutlich den ganzen Tag darüber diskutieren, was Wirklichkeit ist und weshalb jene, die Sie jetzt wahrnehmen, in irgendeiner Weise weniger wirklich ist als diejenige, an die Sie gewöhnt sind. Aber darauf wollen wir gar nicht eingehen, ja?

Die Welt wird mutmaßlich weiterhin so funktionieren, wie Sie das von ihr gewöhnt sind. Es wird nicht genau dasselbe sein. Ein Beispiel: Alpträume. Mr. Fingal, ich hoffe, Sie sind kein nervöser Mensch, denn dort, wo Sie sich befinden, können Ihre Alpträume lebendig werden. Sie werden

ganz wirklich erscheinen. Sie sollten Sie meiden, wenn das geht, weil sie Ihnen ernsthaften Schaden zufügen können. Ich komme später noch darauf zurück, wenn es nötig sein sollte. Im Augenblick besteht kein Grund zur Besorgnis.

KAPITEL FÜNF

»Was mache ich jetzt?«

Ich würde Ihnen raten, Ihre gewohnte Beschäftigung weiterzuführen. Erschrecken Sie nicht bei ungewöhnlichen Dingen. Dazu gehört auch, daß ich mit Ihnen nur durch Zuhilfenahme übernatürlicher Erscheinungen in Verbindung treten kann. Wenn eine Mitteilung von mir in den Computer eingegeben wird, erreicht diese Sie nämlich auf eine Weise, die Ihr Gehirn nicht zu bewältigen vermag. Ihr Gehirn stuft das natürlicherweise als ungewöhnliches Ereignis ein und umkleidet die Mitteilung auf ungewöhnliche Weise. Die meisten unheimlichen Dinge, die Sie sehen, wenn Sie gefaßt bleiben und nicht Ihre eigenen Ängste aus dem Versteck lassen, damit diese Sie verfolgen können, werde ich sein. Im übrigen gehe ich davon aus, daß Ihre Welt ganz normal aussehen, sich anfühlen, schmecken, klingen und riechen sollte. Ich habe mit Ihrem Psychisten gesprochen. Er versichert mir, daß Sie die Welt fest im Griff haben. Lassen Sie sich also nicht aus der Ruhe bringen. Wir geben uns große Mühe, Sie aus dieser Lage zu befreien.

KAPITEL SECHS

»Hilfe!«

Ja, wir werden Ihnen helfen. Das Geschehene ist wirklich ein überaus bedauerlicher Unglücksfall, und wir erstatten die von Ihnen bezahlten Beträge natürlich sofort zurück. Zusätzlich lässt der Rechtsanwalt für Kenia fragen, ob eine Gesamtabfindung aller künftigen Schadenersatzansprüche ein Thema sein kann, über das zu sprechen sich lohnt. Sie können sich das in Ruhe überlegen; es eilt nicht.

Inzwischen werde ich Wege finden, Ihre Fragen zu beantworten. Es könnte mühsam werden, je mehr sich Ihr Verstand anstrengt, meine Mitteilungen auf Dinge zu normalisieren, die Ihnen vertraut sind. Das ist gleichzeitig Ihre größte Stärke – die Fähigkeit Ihres Verstandes, die Computer-Welt, die er nicht sehen will, in Übertragungsmethoden zu verwandeln, die Ihnen vertraut sind – und meine größte Behinderung. Suchen Sie mich im Teesatz, auf Plakatwänden, in der Holovision, überall! Es könnte aufregend werden, wenn Sie sich ernsthaft damit befassen.

Wenn Sie diese Mitteilung erhalten haben, können Sie inzwischen mit mir sprechen, indem Sie den anhängenden Abschnitt ausfüllen und in die Rohrpost stecken. Die Antwort darauf liegt dann schon in Ihrem Büro. Viel Glück!

Ja! Ich habe Ihre Mitteilung erhalten und interessiere mich für die erregenden Möglichkeiten auf dem Gebiet des *Computerlebens!* Bitte, schicken Sie mir kostenlos und ohne eine Verpflichtung meinerseits

Ihren aufregenden Katalog, der mir aufzeigt, wie ich in die große, wunderbare Welt außerhalb *aufsteigen* kann.

NAME.....

ADRESSE.....

ERKENNUNGSMARKE.....

Fingal widerstand der Versuchung, sich zu kneifen. Wenn zutraf, was das Büchlein behauptete – und es war wohl besser, wenn er es glaubte – , würde es weh tun, und er würde *nicht* aufwachen. Er kniff sich trotzdem. Es tat weh.

Wenn er das richtig verstand, war seine ganze Umgebung ein Produkt seiner Einbildung. Irgendwo saß eine Frau an einer Computer-Eingabe und redete in normaler Sprache mit ihm. Die gelangte in Form von elektronischen Impulsen in sein Gehirn, das nicht damit zurechtkam und es in Formen kleidete, mit denen er vertraut war. Er verwandelte wie ein Wahnsinniger alles in Entsprechungen. Er fragte sich, ob er sich bei dem Lehrer angesteckt hatte, ob Analogien übertragbar waren.

»Was, zum Teufel, ist an einer körperlosen Stimme auszusetzen?« fragte er sich laut. Er erhielt keine Antwort und war eher froh darüber. Er war mit Rätselhaftem eingedeckt. Und wenn er es sich recht überlegte, hätte ihn eine körperlose Stimme wohl zu Tode erschreckt.

Er gelangte zu dem Schluß, daß sein Gehirn schon wußte, was es tat. Die einsame Hand hatte ihn zwar erschreckt, aber in Panik war er nicht geraten. Er konnte sie *sehen*, und seinem Gesichtssinn traute er mehr als körperlosen Stimmen, einem klassischen Zeichen von Geistesstörung, wenn es je eines gegeben hatte.

Er stand auf und trat an die Wand. Die brennenden Buchstaben waren verschwunden, aber die schwarzen Rückstände der Löschung noch vorhanden. Er schnupperte daran: Kohle. Er betastete das grobe Papier der Broschüre, riß ein Eckchen ab, steckte es in den Mund und kaute. Es schmeckte nach Papier.

Er setzte sich, füllte den Abschnitt aus und steckte ihn in die Rohrpost.

Fingal geriet erst in Wut, als er ins Büro kam. Er war ein ruhiger Mensch und brauchte lange, bis er zornig wurde. Aber schließlich gelangte er zu einem Punkt, an dem er etwas sagen mußte.

Alles war so normal gewesen, daß er am liebsten gelacht hätte. Alle seine Freunde und Bekannten waren da und taten genau das, was er von ihnen gewöhnt war. Was ihn verblüffte und nachdenklich machte, war die Anzahl und Vielfalt von Statisten in diesem inneren Rührstück. Die Leute, die sein Gehirn erfunden hatte, bevölkerten die überfüllten Korridore – etwa der Mann, den er nicht kannte, der ihn in der U-Bahn zur Arbeit angestoßen, sich entschuldigt hatte und verschwunden war, mutmaßlich wieder in den Eingeweiden seiner Einbildung.

Es gab nichts, was er tun konnte, um seinem Zorn Luft zu machen, aber das ganze absurde Schauspiel ließ sich auf die Probe stellen. Es nagten immer noch Zweifel an ihm, daß der ganze Vormittag ein Dämmerzustand gewesen war, ein vorübergehendes Abrutschen ins Traumland. Vielleicht war er gar nicht in Kenia gewesen, und sein Gehirn hatte ihm nur einen Streich gespielt. Um ihn hinzutreiben oder fernzuhalten? Das wußte er nicht, aber darüber konnte er sich den Kopf zerbrechen, wenn

die Probe scheiterte.

Er stand an seinem Tisch-Terminal auf, das in der dritten Säule der fünfzehnten Reihe gleicher Tische stand, jeder mit einem fleißigen Angestellten. Er hob die Hände und stieß einen Pfiff aus. Alle hoben die Köpfe.

»Ich glaube nicht an euch«, kreischte er. Er packte einen Stapel Magnetbänder und schleuderte sie auf Felicia Nahum, die neben ihm saß. Felicia war eine gute Freundin von ihm und wirkte angemessen entsetzt, bis die Bandkassetten sie trafen. Dann zerlief sie. Er schaute sich im Saal um und entdeckte, daß wie das Schlußbild in einem Film alles erstarrt war.

Er setzte sich und trommelte mit den Fingern auf den Schreibtisch. Sein Herz hämmerte, sein Gesicht war gerötet.

Einen schrecklichen Augenblick lang hatte er geglaubt, sich zu irren. Er begann sich zu beruhigen und hob in Abständen von wenigen Sekunden immer wieder den Kopf, um sich zu vergewissern, daß die Welt wirklich zum Stillstand gekommen war.

Nach drei Minuten war er in kalten Schweiß gebadet. Was, zum Teufel, hatte er *bewiesen*? Daß dieser Vormittag Wirklichkeit gewesen war, daß er wirklich verrückt war? Es dämmerte ihm, daß er die Annahmen, unter denen er lebte, nie auf ihre Stimmigkeit würde prüfen können.

Auf seinem Sichtschirm leuchtete eine Textzeile auf.
»Aber wann haben Sie das je gekonnt, Mr. Fingal?«

»Ms. Joachim«, schrie er und schaute sich um. »Wo sind Sie? Ich habe Angst.«

»Das brauchen Sie nicht«, stand auf dem Sichtschirm.
»Beruhigen Sie sich. Sie haben einen starken Realitätssinn, nicht wahr? Denken Sie an folgendes:

Woher konnten Sie selbst vor diesem Tag die Gewißheit haben, daß die Welt, die Sie sahen, nicht das Ergebnis von Spannungsirresein war? Verstehen Sie, was ich meine? Die Frage »Was ist Wirklichkeit?« läßt sich letzten Endes gar nicht beantworten. Wir müssen an irgendeinem Punkt alle akzeptieren, was wir sehen und mitgeteilt bekommen, und nach einer Reihe von unerprobten und nicht zu erprobenden Annahmen leben. Ich bitte Sie, die Gruppe, die ich Ihnen heute vormittag geliefert habe, zu akzeptieren, weil mein Weltbild hier in meinem Computerraum, wo Sie mich nicht sehen können, mir sagt, daß es die wahren Annahmen sind. Auf der anderen Seite könnten Sie auch glauben, daß ich mir etwas vormache, daß in dem rosaroten Würfel, den ich sehe, nichts ist und Sie ein Statist in *meinem* Traum sind. Fühlen Sie sich damit wohler?«

»Nein«, murmelte er und schämte sich. »Ich versteh'e, was Sie meinen. Selbst wenn ich verrückt sein sollte, wäre es bequemer, sich damit abzufinden, als sich immer wieder dagegen zu wehren.«

»Völlig richtig, Mr. Fingal. Wenn Sie das noch weiter veranschaulicht haben wollen, könnten Sie sich in einer Zwangsjacke eingesperrt vorstellen. Vielleicht arbeiten Techniker schon daran, Ihren Zustand zu beheben, und sie führen Sie in einem ersten Schritt durch dieses therapeutische Psychodrama. Ist Ihnen das lieber?«

»Nein, das wohl nicht.«

»Der springende Punkt ist der, daß das eine ebenso vernünftige Annahme ist wie die Gruppe von Fakten, die ich Ihnen heute vormittag geliefert habe. Aber vor allem kommt es darauf an, daß Sie sich, gleichgültig, was davon zutrifft, ebenso verhalten sollten. Verstehen Sie? Sich in dem einen Fall dagegen zu wehren, bringt Ihnen

nur Schwierigkeiten, und im anderen würde es die Behandlung behindern. Ich bin mir darüber im klaren, daß ich von Ihnen verlange, mir auf Treu und Glauben zu folgen. Und das ist alles, was ich Ihnen geben kann.«

»Ich glaube an Sie«, sagte er. »Können Sie jetzt alles wieder in Gang setzen?«

»Ich sagte schon, daß ich nicht die Kontrolle über Ihre Welt ausübe. Sie ist für mich vielmehr ein beträchtliches Hindernis, wenn man bedenkt, daß ich auf diese mühsame Art mit Ihnen verkehren muß. Aber sobald Sie das zulassen, sollte alles wieder von selbst weitergehen. Heben Sie den Kopf.«

Er tat es und sah die gewohnte Geschäftigkeit im Bürosaal. Felicia saß an ihrem Schreibtisch, so, als sei nichts geschehen. Nichts war geschehen. Halt, doch. Die Magnetbänder lagen neben seinem Schreibtisch am Boden verstreut und hatten sich zu einem wilden Durcheinander aufgespult.

Er begann sie aufzuheben, dann sah er, daß das Durcheinander nicht so groß war, wie er geglaubt hatte. Die Bandschleifen bildeten Buchstaben.

»Sie sind wieder auf der Bahn«, lautete die Botschaft.

Drei Wochen lang war Fingal ein ganz braver Junge. Seine Kollegen, wären sie echte Menschen gewesen, hätten an ihm vielleicht eine gewisse Reserviertheit bemerkt, und sein gesellschaftliches Leben zu Hause wurde drastisch beschnitten. Im übrigen verhielt er sich genau so, als sei alles um ihn herum Wirklichkeit.

Aber seine Geduld hatte Grenzen. Das Ganze zog sich schon länger hin, als er erwartet hatte. Er begann an seinem Schreibtisch zu zappeln und ließ seine Gedanken abirren. Informationen in Computer einzugeben, kann

frustrierend, wenig lohnend und letzten Endes verdummend sein. Er hatte das schon vor seinem Ausflug nach Kenia empfunden; es war der *Anlaß* für den Ausflug nach Kenia gewesen. Er war achtundsechzig Jahre alt, hatte Jahrhunderte vor sich und befand sich in einem ausgefahrenen ferromagnetischen Geleise.

Was ihn kaputtmachte, war der wachsende Abscheu vor seinem Beruf. Es war schon schlimm genug, wenn er bloß in einem wirklichen Büro mit zweihundert wirklichen Menschen saß und ein wenig unwirkliche Daten in einen für seine Empfindung durchaus nicht wirklichen Computer einschaufelte. Wieviel schlimmer jetzt, da er wußte, daß die Daten, die er behandelte, keinen Sinn besaßen außer für ihn selbst, daß das alles nichts anderes war als Beschäftigungstherapie, geschaffen von seinem Verstand und einem Computerprogramm, das ihn aktiv hielt, während Joachim nach seinem Körper suchte.

Zum erstenmal in seinem Leben begann er aus eigenem Antrieb Knöpfe zu drücken. Bei etwas geringerem Streß wäre er zu seinem Psychisten gegangen, was allgemein gebilligt wurde und als vollkommen normal galt. Hier wußte er, daß er nur mit sich selbst sprechen würde. Er vermochte die Vorteile eines derart idealisierten psychoanalytischen Verfahrens nicht einzusehen; er hatte von Anfang an nicht geglaubt, daß ein Psychist viel mehr tat, als zuzuhören.

Er begann sein Leben zu verändern, als er sich über seine Vorgesetzte ärgerte. Sie wies ihn darauf hin, daß seine Fehlerquote im Steigen sei, und empfahl ihm, sich entweder zusammenzunehmen oder sich nach einer anderen Beschäftigung umzusehen.

Das versetzte ihn in Wut. Er war fünfundzwanzig Jahre

lang eine gute Kraft gewesen. Weshalb reagierte sie so, wenn er mal ein, zwei Wochen nicht der alte war?

Sein Zorn entzündete sich erst richtig, als ihm einfiel, daß sie nur eine Erfindung von ihm war. Warum sollte er sich von *ihr* etwas gefallen lassen?

»Will ich nicht hören«, sagte er. »Lassen Sie mich in Ruhe. Oder noch besser, geben Sie mir eine Gehaltserhöhung.«

»Fingal«, sagte sie sofort, »Sie sind in den letzten Wochen ein Aushängeschild für diese Abteilung gewesen. Sie bekommen eine Gehaltserhöhung.«

»Danke. Gehen Sie.« Das tat sie, indem sie sich in Luft auflöste. Das hatte ihm noch gefehlt. Er lehnte sich in seinem Sessel zurück und dachte zum erstenmal, seit er jung gewesen war, über seine Lage nach.

Was er sah, behagte ihm nicht.

Mitten in seinen Überlegungen leuchtete der Computer-Sichtschirm wieder auf.

»Vorsicht, Fingal«, stand da. »Das ist der Weg zum Spannungsirresein.«

Er nahm die Warnung ernst, aber er hatte nicht vor, die neuentdeckte Macht zu mißbrauchen. Er sah nicht ein, was wohlüberlegter, vereinzelter Gebrauch schaden sollte. Er reckte sich und gähnte breit. Er schaute sich um und haßte plötzlich das Büro mit den Reihen der Angestellten, die von ihren Schreibtischen nicht zu unterscheiden waren. Warum nicht den Tag freinehmen?

Er folgte der Eingebung, stand auf und trat zu Felicia.

»Warum gehen wir nicht zu mir nach Hause und schlafen miteinander?« fragte er sie.

Sie sah ihn fassungslos an, und er grinste. Sie wirkte beinah so überrascht wie bei der Gelegenheit, als er die Magnetbänder geschleudert hatte.

»Soll das ein Witz sein? Mitten am Tag? Sie haben einen Beruf, ja? Wollen Sie, daß wir entlassen werden?«

Er schüttelte langsam den Kopf.

»Das ist keine annehmbare Antwort.«

Sie verstummte und spulte zurück. Er hörte, wie sie die letzten Sätze rückwärts wiederholte, dann lächelte sie.

»Sicher, warum nicht?« fragte sie.

Felicia entfernte sich später auf dieselbe ein wenig beunruhigende Weise wie seine Vorgesetzte vorher, indem sie sich in Luft auflöste. Fingal saß still in seinem Bett und fragte sich, was er mit sich anfangen sollte. Er hatte das Gefühl, daß er einen schlechten Anfang machte, wenn er die Absicht hatte, seine Welt mit Bedacht zu gestalten.

Sein Telefon läutete.

»Da haben Sie verdammt recht«, sagte eine Frauenstimme, die sehr gereizt klang. Er setzte sich auf.

»Apollonia?«

»Für Sie Ms. Joachim, Fingal. Ich kann nicht lange reden; das ist eine arge Belastung für mich. Aber hören Sie mir genau zu. Ihr Nabel ist sehr tief, Fingal. Von dort, wo Sie stehen, ist er eine Grube, deren Boden ich nicht einmal sehen kann. Wenn Sie hineinfallen, kann ich nicht garantieren, daß es mir gelingt, Sie wieder herauszuziehen.«

»Aber muß ich denn *alles* so hinnehmen, wie es ist? Darf ich an mir überhaupt nichts verbessern?«

»Machen Sie sich nichts vor. Da haben Sie nichts verbessert. Das war reine Faulheit, nichts als Selbstbefriedigung. An sich ist dagegen zwar nichts einzuwenden, aber wenn Sie nichts anderes mehr tun, zieht Ihr Denken sich in sich selbst zurück. Sie schweben ernsthaft in Gefahr, die Außenwelt von Ihrer

Wirklichkeit abzuschließen.«

»Aber ich dachte, hier gibt es für mich keine Außenwelt.«

»Fast richtig. Aber ich führe Ihnen äußere Reize zu, damit Sie weitermachen. Außerdem ist es die Einstellung, auf die es ankommt. Sie hatten nie Schwierigkeiten, Sexualpartner zu finden; warum fühlen Sie sich jetzt gezwungen, den leichteren Weg zu wählen?«

»Ich weiß nicht«, gab er zu. »Wird wohl Faulheit gewesen sein, wie Sie sagten.«

»Richtig. Wenn Sie Ihre Arbeit aufgeben wollen, gut. Falls Sie das mit der eigenen Verbesserung ernst meinen, gibt es auf diesem Gebiet Möglichkeiten für Sie. Suchen Sie danach. Schauen Sie sich um, erkunden Sie, aber versuchen Sie nicht, an Dingen herumzupfuschen, die Sie nicht verstehen. Ich muß jetzt gehen. Ich schreibe Ihnen einen Brief, wenn ich kann, und erkläre Ihnen das genauer.«

»Warten Sie! Was ist mit meinem Körper? Hat es Fortschritte gegeben?«

»Ja, man hat herausgefunden, wie das passiert ist. Offenbar...« Ihre Stimme verklang, und er schaltete den Apparat ab.

Am nächsten Tag erhielt er einen Brief, in dem erläutert wurde, was man bis jetzt wußte. Das Fiasko hatte sich offenkundig aus dem Besuch des Lehrers in der medizinischen Abteilung am Tag seiner Speicherung ergeben. Noch genauer: aus der Rückkehr des kleinen Jungen, nachdem die anderen gegangen waren. Man war jetzt überzeugt davon, daß er sich an der Leitkarte zu schaffen gemacht hatte, die dem Personal sagte, was mit

Fingals Körper zu geschehen hatte. Statt ihn in den Ruheraum zu schaffen, wofür die Karte grün war, hatte man ihn irgendwohin – niemand wußte bis jetzt, wohin – geschickt, um einen Geschlechtswechsel vornehmen zu lassen, was mit einer blauen Karte veranlaßt wurde. Die Medika hatte in ihrer Eile, zu ihrem Stelldichein zu kommen, den Austausch nicht bemerkt. Der Körper konnte sich jetzt in irgendeiner der mehreren tausend Medikus-Werkstätten auf dem Mond befinden. Man suchte danach und nach dem Jungen auch.

Fingal ließ den Brief sinken und dachte angestrengt nach.

Joachim hatte erklärt, in den Speicherbanken gäbe es Möglichkeiten für ihn. Sie hatte auch gesagt, nicht alles, was er sehe, sei seine eigene Erfindung. Er empfing äußere Reize und war fähig, sie zu empfangen. Woran lag das? Weil er ohne sie zum Ungerichtetsein neigen würde, oder aus einem anderen Grund? Er wünschte sich, daß der Brief darauf eingegangen wäre.

Und was sollte er inzwischen tun?

Plötzlich wußte er es. Er hatte sich mit Computern befassen wollen. Er hatte lernen wollen, was in ihrem Inneren vorging, ein Gefühl der Macht über sie erwerben wollen. Das drängte sich nun besonders stark auf, als er daran dachte, daß er in einem davon praktisch ein Gefangener war. Er glich einem Arbeiter am Fließband. Den ganzen Tag lang rackert er, nimmt kleine Bauteile vom laufenden Band und montiert sie an größere Werkstücke. Eines Tages fragt er sich plötzlich, wer die Teile auf das Band legt. Wo kommen sie her? Wie werden sie hergestellt? Was geschieht, nachdem er sie eingebaut hat?

Er fragte sich, warum ihm der Gedanke nicht schon

früher gekommen war.

Das Aufnahmebüro der Technikschule für die Lunarbevölkerung war überfüllt. Er bekam ein Formular überreicht und sollte es ausfüllen. Es sah düster aus. Die freigelassenen Räume bei »bisheriger Werdegang« und »Eignungsprüfungen« waren fast leer, als er damit fertig war. Alles in allem kein vielversprechender Antrag. Er ging zum Schalter und übergab den Vordruck dem Mann am Terminal.

Der Mann gab ihn in den Computer ein, der prompt entschied, daß Fingal keine Eignung zum Computer-Reparaturmenschen besaß. Er wollte sich abwenden, als sein Blick auf ein großes Plakat hinter dem Mann fiel. Es hatte dort schon gehangen, als er hereingekommen war, aber er hatte es nicht gelesen.

LUNA BRAUCHT
COMPUTERTECHNIKER.
DAS GILT IHNEN,
MR. FINGAL!

Sind Sie mit Ihrer jetzigen Beschäftigung unzufrieden? Haben Sie das Gefühl, für bessere Dinge geschaffen zu sein? Dann ist heute vielleicht Ihr Glückstag. Sie sind bei der richtigen Stelle, und wenn Sie diese einmalige Gelegenheit beim Schopf ergreifen, werden sich vor Ihnen Türen öffnen, die Ihnen bisher verschlossen waren.

Handeln Sie, Mr. Fingal. Das ist der richtige Augenblick. Wer soll Sie überprüfen? Nehmen Sie einfach den Stift und füllen Sie den Antrag aus, wie es Ihnen in den Sinn kommt. Gehen Sie aufs Ganze,

wagen Sie etwas! Die Sache ist schon geritzt, und Sie sind auf dem Weg zum

GROSSEN GELD!

Der Sekretär erblickte nichts Besonderes darin, daß Fingal ein zweites Mal an den Schalter kam, und blinzelte nicht einmal, als der Computer entschied, daß er für den Schnellkurs geeignet sei.

Anfangs war es nicht leicht. Er eignete sich für Elektronik wirklich nur wenig, aber Eignung ist etwas Vieldeutiges. Sein persönliches Grundmuster war jetzt so flexibel, wie es jemals werden konnte. Ein wenig Anstrengung zur richtigen Zeit förderte die Weiterbildung ganz erheblich. Er sagte sich immer wieder, alles, was ihn zu dem machte, was er war, sei in den kleinen, an den Computer angeschlossenen Würfel eingeritzt, und wenn er gut aufpaßte, konnte er das beeinflussen.

Nicht auf radikale Weise, erklärte ihm Joachim in einem langen, nutzbringenden Brief im Verlauf dieser Woche. Dieser Weg führt zu einer völligen Zerstörung der FPNS-Matrix und zum Spannungsirresein, in diesem Fall nur durch einen Haarspalter vom Tod zu unterscheiden.

Er dachte viel über den Tod nach, während er sich in die Bücher vergrub. Er befand sich in einer sonderbaren Lage. Das als Fingal bekannte Wesen konnte bei keinem vorstellbaren Ausgang dieses Abenteuers sterben. Zum einen ging sein Körper einer Geschlechtsumwandlung entgegen, und es fiel ihm schwer, sich vorzustellen, was ihm zustoßen sollte, damit er starb. Derjenige, der ihn

jetzt in seiner Obhut hatte, würde sich so sorgfältig um ihn kümmern, wie es die Medici im Ruheraum getan hätten. Wenn Joachim bei ihrem Versuch scheiterte, ihn in der Speicherbank bei Bewußtsein und Verstand zu erhalten, würde er lediglich aufwachen und sich von dem Zeitpunkt an, als er auf dem Tisch eingeschlafen war, an nichts erinnern.

Falls sein Körper infolge irgendeiner komplizierten Unwahrscheinlichkeit doch sterben sollte, lag in einem Tresor seiner Bank eine Versicherungs-Speicherung sicher verwahrt. Die Speicherung war drei Jahre alt. Er würde in dem neugezüchteten Klon-Körper erwachen, von den letzten drei Jahren nichts wissen und eine phantastische Geschichte zu hören bekommen, während man ihn über die abgelaufene Zeit unterrichtete.

Aber das alles bedeutete *ihm* nichts. Der Mensch ist eine an die Zeit gekettete Gattung, existierend in einem ewigen *Jetzt*. Die Zukunft durchströmt ihn und wird zur Vergangenheit, aber was zählt, ist immer die Gegenwart. Der Fingal von vor drei Jahren war *nicht* der Fingal in der Speicherbank. Bei der Unsterblichkeit durch Gedächtnis-Speicherung war es schlicht so, daß es sich um eine schlechte Lösung handelte. Der dreidimensionale Querschnitt, den der Fingal von jetzt darstellte, mußte sich stets so verhalten, als hänge sein Leben von seinen Handlungen ab, denn wenn ihm der Tod zustieß, würde er dessen Qual erleben. Es war für einen Sterbenden ein schwacher Trost, zu wissen, daß er weitermachen konnte, einige Jahre jünger und weniger weise. Wenn Fingal hier draußen unterlag, würde er *sterben*, weil er durch die Gedächtnis-Speicherung drei Personen darstellte: jene, die jetzt lebte, diejenige, die irgendwo auf dem Mond verlorengegangen war, und die

potentielle Person im Banktresor. In Wirklichkeit waren sie nicht viel mehr als enge Verwandte.

Jedermann wußte das, aber es war um so vieles besser als die Alternative, daß nur wenige Leute es ablehnten. Sie versuchten nicht darüber nachzudenken und hatten meistens Erfolg damit. Sie ließen Speicheraufzeichnungen vornehmen, so oft sie sich das leisten konnten. Sie stießen einen Seufzer der Erleichterung auf, wenn sie sich zur neuerlichen Speicherung auf den Tisch legten, weil sie wußten, daß wieder ein großer Block ihres Lebens für alle Zeiten gesichert war. Aber sie erwarteten das Erwachen mit Nervosität, aus Furcht, zu erfahren, es sei nun zwanzig Jahre später, weil sie irgendwann nach der Speicherung gestorben seien und wieder von vorn hätten anfangen müssen. In zwanzig Jahren kann viel geschehen. Die Person im geklonten Körper möchte mit einem Kind zurechtkommen müssen, das sie (oder er) noch nie gesehen hatte, mit einem neuen Lebensgefährten oder mit der niederschmetternden Nachricht, daß ihre (oder seine) Arbeit jetzt die Aufgabe einer Maschine sei.

Fingal nahm Joachims Warnungen deshalb ernst. Tod war Tod, und obwohl er ihm ein Schnippchen schlagen konnte, lachte der Tod doch zuletzt. Statt einem das ganze Leben zu nehmen, beanspruchte der Tod jetzt nur einen Prozentsatz, aber in vieler Beziehung war es der allerwichtigste.

Er schrieb sich in Lehrgänge ein. Wo das ging, beteiligte er sich an den telefonischen Lehrgängen, damit er sein Zimmer nicht zu verlassen brauchte. Er bestellte Nahrungsmittel und anderen Lebensbedarf mit dem Telefon und bezahlte seine Rechnungen, indem er sie ansah und fortwünschte. Es hätte unendlich langweilig

oder auch überaus interessant sein können. Schließlich war das eine Traumwelt, und wer denkt von Zeit zu Zeit nicht daran, sich in Tagträume zurückzuziehen? Fingal tat es ganz gewiß, aber er unterdrückte den Gedanken entschieden, als er aufwachte. Er hatte die Absicht, aus seinem Traum zu entfliehen.

Unter anderem vermißte er die Gesellschaft anderer Leute. Er wartete mit verzehrender Leidenschaft auf die wöchentlichen Briefe von Apollonia (sie erlaubte ihm jetzt, sie beim Vornamen zu nennen) und verschlang jedes Wort. Sein Hefter für diese Briefe wurde immer dicker. In einsamen Augenblicken pflegte er irgendeinen davon herauszuziehen und ihn immer wieder durchzulesen.

Auf ihren Rat hin verließ er regelmäßig die Wohnung und streifte mehr oder weniger wahllos umher. Bei diesen Ausflügen erlebte er wilde Abenteuer. Buchstäblich. Apollonia überschüttete ihn bei diesen Gelegenheiten mit äußersten Reizen, und das konnte alles mögliche sein, vom Fluch der Mumie bis zu General Custers letztem Gefecht in der Originalbesetzung. Das Kino konnte dem nicht das Wasser reichen. Er ging einfach durch die öffentlichen Korridore und öffnete eine beliebige Tür. Dahinter mochten König Salomons Gruben oder der Harem eines Sultans sein. Er ertrug sie allesamt in stoischer Haltung. Dem Sex vermochte er keine Lust abzugewinnen. Er wußte, daß er jetzt ein Einhand-Erlebnis war, und das verjagte die ganze Erregung.

Sein einziges Vergnügen bezog er aus dem Studium. Er las alles, was er über Computerwissenschaft finden konnte, und wurde Klassenbester. Und während er lernte, kam er auf den Gedanken, sein Wissen auf die eigene

Situation anzuwenden.

Er begann rundum Dinge festzustellen, die bis dahin verhüllt gewesen waren. Schemata. Die Wirklichkeit begann durch seine Illusionen hindurchzusickern. Immer wieder hob er den Kopf und sah den undeutlichsten Schatten der wirklichen Welt von Elektronenfluß und zuckenden Schaltkreisen, die er bewohnte. Zunächst erschreckte sie ihn. Er fragte Apollonia bei einer seiner Traumreisen, diesmal Mitte des 20. Jahrhunderts nach Coney Island, danach. Dort gefiel es ihm. Er konnte im Sand liegen und mit der Brandung reden. Am Himmel zeichnete ein Himmelsschreiber-Flugzeug die Antworten auf seine Fragen hin. Den Brontosaurus, der auf der rechten Seite durch die Berg-und-Tal-Bahn trampelte, beachtete er einfach nicht.

»Was bedeutet es, o Göttin von Transistoria, wenn ich anfange, an meinen Zimmerwänden Schaltpläne zu sehen? Überarbeitung?«

»Es bedeutet, daß die Illusion verflacht«, zeichnete das Flugzeug im Lauf der nächsten halben Stunde an den Himmel. »Sie passen sich der Wirklichkeit an, die Sie abgelehnt haben. Es könnte zu Schwierigkeiten kommen, aber wir sind Ihrem Körper heiß auf der Spur. Wir sollten ihn bald finden und Sie da herausholen können.«

Das war für das Flugzeug zuviel gewesen. Die Sonne war untergegangen, der Brontosaurus verschwunden, das Flugzeug hatte keinen Sprit mehr. Es trudelte ins Meer hinab, und die Menschenmengen drängten sich am Wasser, um die Bergung zu beobachten. Fingal stand auf und kehrte zum Bretterweg zurück.

Vor ihm stand eine große Plakatwand. Er verschränkte die Finger auf dem Rücken und las.

»Entschuldigen Sie die Verzögerung. Wie gesagt, wir

sind fast soweit. Lassen Sie uns noch ein paar Monate Zeit. Einer unserer Mitarbeiter glaubt, in ungefähr einer Woche in der richtigen Medikus-Werkstatt zu sein. Von da an müßte es schnell gehen. Meiden Sie zunächst die Stellen, wo die Schaltkreise durchscheinen. Sie sind nicht gut für Sie, glauben Sie mir das.«

Fingal mied die Schaltungen, solange es ging. Er schloß seine ersten Lehrgänge in Computerwissenschaft ab und stieg in die Mittelstufe auf. Sechs Monate vergingen.

Das Studium fiel ihm immer leichter. Seine Lesegeschwindigkeit beschleunigte sich phänomenal. Er kam dahinter, daß es für ihn von größerem Vorteil war, sich die Bibliothek als aus Büchern bestehend vorzustellen, statt aus Magnetbändern. Er konnte ein Buch aus dem Regal nehmen, es rasch durchblättern und alles wissen, was darin stand. Er verstand jetzt genug, um zu begreifen, daß er die Fähigkeit erwarb, das im Computer gespeicherte Wissen durch direkten Anschluß zu übernehmen und auf seine Sinne ganz zu verzichten. Die Bücher, die er in Händen hielt, waren lediglich die sinnlichen Analogien zu den Datenstationen, die er berühren mußte. Apollonia verfolgte das mit Nervosität, ließ ihn aber weitermachen. Er bewältigte mühelos die Mittelstufe und stieg in die höheren Klassen auf.

Aber er war umgeben von Drähten. Überall, wohin er sich drehte; in den Mustern von Äderchen unter der Gesichtshaut eines Menschen, in dem Teller mit Pommes frites, den er zum Mittagessen bestellte, in seinen Handflächenabdrücken, über der scheinbaren Unordnung eines Kopfs von blonden Haaren auf dem Kissen neben ihm.

Die Drähte waren Analogien von Analogien. In einem

modernen Computer gab es wenig, was aus Verdrahtung bestand. Zumeist handelte es sich um Molekularschaltungen, eingebettet entweder in ein Kristallgitter oder auf einem Silikonchip fotografisch aufgeprägt. Optisch konnte man sich das schwer vorstellen, so daß sein Verstand die komplizierten Schaltdiagramme erfand, die demselben Zweck dienten, aber auf direktem Weg erlebt werden konnten.

Eines Tages hielt er es nicht länger aus. Er saß in der Toilette, auf dem traditionellen Örtchen für die Erwägung des Unwägbaren. Seine Gedanken irrten ab, dachten über die Notwendigkeit nach, seine Därme zu entleeren, und er fragte sich, ob er darauf nicht vielleicht gefahrlos verzichten konnte. Seine Zehe folgte müßig den Bahnen einer Schaltungsplatte, eingelassen im Fliesenmuster am Boden.

Die Toilettenschüssel begann überzulaufen, nicht mit Wasser, sondern mit Münzen. Glocken klangen fröhlich. Er sprang auf und beobachtete versonnen, wie sein Badezimmer sich mit Geld füllte.

Er nahm im Glockenschlag eine feine Veränderung wahr. Vom fröhlichen Klang der Jackpot-Kassen verwandelten sich die Töne in Totengeläut. Er blickte sich hastig nach einer Manifestation um. Er wußte, daß Apollonia zornig sein würde.

Sie war es. Ihre Hand erschien und begann an der Wand zu schreiben. Diesmal erschien die Schrift in seinem Blut. Es tropfte bedrohlich von den Wörtern.

»Was machen Sie?« schrieb die Hand, hielt inne und schrieb weiter. »Ich habe Ihnen gesagt, Sie sollen die Drähte in Ruhe lassen. Wissen Sie, was Sie getan haben? Es kann sein, daß Sie die Finanzaufzeichnungen für Kenia gelöscht haben. Es könnte *Monate* dauern, das

wieder in Ordnung zu bringen.«

»Was stört mich denn das?« fuhr er auf. »Was hat man dort in letzter Zeit für mich getan? Es ist *unglaublich*, daß mein Körper immer noch nicht gefunden worden ist. Es ist ein ganzes *Jahr* vergangen.«

Die Hand ballte sich zur Faust. Dann packte sie ihn an der Gurgel und drückte so fest zu, daß seine Augen herausquollen. Langsam lockerte sie den Griff. Als Fingal wieder klar sehen konnte, wich er vorsichtig zurück.

Die Hand zuckte nervös, trommelte mit den Fingern auf den Boden, dann kehrte sie an die Wand zurück.

»Tut mir leid«, schrieb sie. »Das ist wohl die Überanstrengung. Augenblick.«

Er wartete, tiefer betroffen, als er sich seit Beginn seiner Odyssee erinnern konnte, es je gewesen zu sein. Nichts kommt an eine Probe Schmerz heran, dachte er, damit man begreift, daß es einem passieren *kann*.

Die Wand mit den Wörtern aus Blut zerlief langsam zu einem himmlischen Panorama. Während er es betrachtete, zogen Wolken an ihm vorbei und vermischten sich auf herrlichste Weise mit goldenen Sonnenstrahlen. Er hörte Orgelmusik aus Pfeifen von Mammutbaumgröße.

Er hätte am liebsten Beifall geklatscht. Es war so übertrieben und doch so überzeugend. In der Mitte der wirbelnden Masse aus weißem Dunst tauchte ein weiblicher Engel auf. Die Gestalt hatte Flügel und einen Heiligschein, aber das übliche weiße Gewand fehlte. Sie war nackt, und Haar umfloß sie, als stehe sie unter Wasser.

Sie schwebte ihm über den aufquellenden Wolken entgegen und gab ihm zwei Steintafeln. Er riß den Blick

von der Erscheinung los und blickte auf die Tafeln:

Du sollst nicht an Dingen herummurksen, die du nicht verstehst.

»Also gut, das mache ich nicht mehr«, erklärte er dem Engel. »Apollonia, sind Sie das? Wirklich Sie, meine ich?«

»Lesen Sie die Gebote, Fingal. Für mich ist das mühsam.« Er blickte wieder auf die Tafeln.

Du sollst nicht an den Hardware-Systemen der Kenia-Gesellschaft herummurksen, weil Kenia den, der sich am Eigentum der Firma zu schaffen macht, schadenersatzpflichtig macht.

Du sollst die Grenzen deines Gefängnisses nicht erkunden. Vertrau auf die Kenia-Gesellschaft, daß sie dir heraushilft.

Du sollst nicht programmieren.

Du sollst dir keine Gedanken über den Verbleib deines Körpers machen, weil er gefunden ist, Hilfe naht, der reitende Entsatz ist eingetroffen, und alles wird gut.

Du sollst einer hochgewachsenen, gutaussehenden Fremden begegnen, die dir aus deiner jetzigen schweren Lage helfen wird.

Du sollst dich für künftige Entwicklungen bereithalten.

Er hob den Kopf und sah mit Freuden, daß der Engel noch da war.

»Ich verspreche alles. Aber wo ist mein Körper, und warum hat es so lange gedauert, ihn zu finden? Können

Sie – «

»Wisse, daß so zu erscheinen, für mich eine ungeheure Anstrengung ist, Mr. Fingal. Ich unterliege Beanspruchungen, deren Art dir klarzumachen ich keine Zeit habe. Zügle dich, warte ab, und bald wirst du das Licht am Ende des Tunnels sehen.«

»Warte, gehen Sie nicht.« Sie begann schon zu verblassen.

»Ich kann nicht verweilen.«

»Aber... Apollonia, es ist zwar reizend, aber warum erscheinen Sie mir auf so sonderbare Art? Warum die ganze Pracht? Was ist gegen Briefe zu sagen?«

Sie schaute sich nach den Wolken, den Sonnenstrahlen um, betrachtete die Tafeln in ihrer Hand und ihren Körper, als sähe sie das alles zum erstenmal. Sie legte den Kopf zurück und lachte wie ein Symphonieorchester. Es war fast zu schön, als daß Fingal es noch ertragen konnte.

»Ich?« sagte sie und verzichtete auf die Engelshaltung. »Ich? Ich such' mir das nicht aus, Fingal. Ich sagte schon, es ist ihr Kopf, und ich ziehe nur hindurch.« Sie zog die Brauen hoch. »Und ganz im Ernst, Sir, ich hatte keine Ahnung, daß Sie dergleichen für mich fühlen. Ist das Schwärmerei?« Und sie war verschwunden, bis auf das Grinsen.

Das Grinsen verfolgte ihn tagelang. Er war sich deshalb selbst zuwider. Er haßte es, wenn eine Metapher so überstrapaziert wurde. Er kam zu dem Schluß, daß sein Verstand ein unfähiger Analogie-Erzeuger war.

Aber alles hatte seinen Sinn. Das Grinsen zwang ihn, sich mit seinen Gefühlen zu beschäftigen. Er war verliebt, grenzenlos, absurd, wie ein Halbwüchsiger. Er holte alle seine alten Briefe von ihr heraus und las sie

noch einmal durch, auf der Suche nach den Zauberworten, die ihm das auferlegt haben mochten. Denn es war *albern*. Er war ihr, außer unter höchst bildlichen Umständen, nie begegnet. Das eine Mal, als er sie gesehen hatte, war fast alles daran ein Produkt seiner eigenen Einbildung gewesen.

In den Briefen waren keine Hinweise zu entdecken. Die meisten waren so unpersönlich wie Lehrbücher, auch wenn sie zum Plauderton neigten. Freundlich, ja; aber intim, poetisch, voller Einsichten, Offenbarungen? Nein. Es mißlang ihm völlig, sie so zusammenzufügen, daß sich Liebe oder auch nur eine Schülerschwärmerei daraus ergeben hätte.

Er stürzte sich mit erneuter Heftigkeit auf sein Studium und wartete auf die nächste Mitteilung. Wochen vergingen, ohne daß er etwas hörte. Er rief mehrmals im Postamt an, setzte in alle Zeitschriften, die ihm einfielen, Anzeigen, fing an, öffentliche Gebäude mit Sätzen zu bekritzeln, versiegelte Briefe in Flaschen zu stecken und sie mit dem Müllschlucker fortzuspülen, mietete Plakatwände, kaufte Werbezeit im Fernsehen. Er brüllte die leeren Wände seiner Wohnung an, packte Fremde am Kragen und sprach sie an, klopfte Morsezeichen an Wasserleitungsrohre, setzte in verrufenen Hafenkneipen Gerüchte in Umlauf, ließ Flugblätter drucken und im ganzen Sonnensystem verbreiten. Er versuchte es mit allen Mitteln, die ihm einfielen, und konnte sie nicht erreichen. Er war allein.

Er erwog die Möglichkeit, daß er gestorben war. In seiner jetzigen Lage mochte es schwer sein, das mit Gewißheit festzustellen. Er gab das als unklärbar auf. Diese Richtung war schon ungewiß genug, auch ohne seine Bemühungen, festzustellen, welche Seite der

Dichotomie Leben/Tod er bewohnte. Außerdem erschrak er um so mehr, je mehr er darüber nachdachte, nur als Knick in einem Gefüge von Makromolekülen zu existieren, das an ein Datensystem angeschlossen war. Er hatte nur deshalb so lange überlebt, weil er solchen Gedanken ausgewichen war.

Seine Alpträume zogen zu ihm ein und machten es sich in seiner Wohnung gemütlich. Sie waren eine arge Enttäuschung und bestätigten seine Schlußfolgerung, daß seine Phantasie nicht so glühend war, wie sie es hätte sein können. Es waren infantile Schrecknisse, von der Art, die ihn erschrecken mochte, wenn sie undeutlich im Nebel eines Alptraums tappten, aber fast lachhaft im hellen Licht des Bewußtseins. Da war eine große, gesprächige Schlange, plump zusammengebaut aus der unvollständigen Vorstellung, die ein Kind von einem Drachen haben mochte. Eine Spielzeugfirma hätte das besser gekonnt. Da war ein Werwolf, der Furcht und Schrecken vor allem dadurch erregen zu wollen schien, daß er Fingals Teppiche besudelte. Da war eine Frau, die vorwiegend aus Brüsten und Genitalien bestand, wohl ein Überbleibsel aus seiner Pubertät. Jedesmal, wenn er sie ansah, stöhnte er vor Verlegenheit auf. Wenn er je so infantil gewesen war, hätte er die schmutzigen Spuren davon lieber nicht ausgegraben.

Er beförderte sie immer wieder mit Fußtritten auf den Korridor hinaus, aber nachts kamen sie wie arme Verwandte wieder hereingeschllichen. Sie redeten unaufhörlich und ständig über ihn. Was sie alles wußten! Sie schienen eine sehr schlechte Meinung von ihm zu haben. Die Schlange erklärte oft, Fingal werde nie etwas taugen, weil er die Ergebnisse der Eignungstests, denen er sich als Kind unterzogen hatte, so fügsam

hingenommen habe. Das schmerzte, aber die beste Salbe für diese Wunde war, weiterzustudieren.

Endlich kam ein Brief. Er zuckte zusammen, als er ihn öffnete. Die Anrede verriet bereits, daß er keinen Gefallen daran finden würde.

Lieber Mr. Fingal,

ich werde mich für die Verzögerung diesmal nicht entschuldigen. Die meisten meiner Manifestationen enthielten offenbar eine Entschuldigung, und ich bin der Meinung, daß ich mir diesmal eine Pause verdient habe. Ich kann nicht immer zur Verfügung stehen. Ich habe auch ein Leben.

Wie sich zeigt, haben Sie sich seit unserem letzten Gespräch musterhaft verhalten. Sie haben die innere Anlage des Computers unbeachtet gelassen, wie ich es von Ihnen verlangt habe. Ich bin zu Ihnen nicht ganz offen gewesen und möchte die Gründe dafür erläutern.

Die Verbindung zwischen Ihnen und dem Computer war und ist eine wechselseitige. Unsere größte Sorge hier war die, daß Sie zum großen Unbehagen aller in den Betrieb des Computers eingreifen könnten. Oder daß Sie den Verstand verlieren und Amok laufen, vielleicht das ganze Datensystem demolieren. Wir bauten Sie in den Computer ein, weil es sich dabei um eine humane Notwendigkeit handelte, weil Sie gestorben wären, wenn wir das nicht getan hätten, auch wenn Sie das nur zwei Tage Erinnerung gekostet hätte. Aber die Kenia-Gesellschaft sieht ihre Aufgabe darin, Erinnerungen zu verkaufen und betrachtet sie als heiliges, ihr anvertrautes Gut. Es war ein Defekt bei der Firma, der Sie überhaupt in diese Lage versetzt hat, so daß wir beschlossen, für Sie alles zu tun, was

wir konnten.

Dies aber unter großer Gefahr für den Betrieb hier.

Vor ungefähr einem halben Jahr sind Sie einmal in die Wettersteuerungs-Station des Computers geraten und haben über dem Kilimandscharo einen Sturm ausgelöst, der noch immer nicht ganz unter Kontrolle gebracht werden konnte. Mehrere Tiere gingen verloren.

Ich mußte mit dem Direktorium einen Streit ausfechten, um Ihren Anschluß aufrechtzuerhalten, und mehrmals wurde das Programm beinahe beendet. Sie wissen, was das bedeutet.

Ich bin nun offen zu Ihnen gewesen. Ich wollte das von Anfang an, aber die Leute, denen hier alles gehört, waren in Sorge, Sie könnten aus einer gewissen Rachsucht heraus Verwüstungen anrichten, wenn Sie mit allen Fakten vertraut gemacht würden. Aus diesem Grund wurden sie Ihnen vorenthalten. Sie könnten immer noch großen Schaden anrichten, bevor wir Sie abschalten könnten. Ich bin jetzt ganz aufrichtig, während die Direktoren über meine Schulter blicken und an den Fingernägeln kauen. *Bitte*, stellen Sie nichts an.

Und nun zum anderen Punkt.

Ich hatte von Anfang an befürchtet, es könnte eintreten, was geschehen ist. Seit über einem Jahr war ich Ihre einzige Verbindung zur Außenwelt. Ich bin außer Ihnen die einzige Person in Ihrem Universum gewesen. Ich hätte eine außerordentlich kalte, hassenswerte, schreckliche Person sein müssen – die ich nicht bin –, damit Sie unter diesen Umständen für mich *keine* Zuneigung empfinden. Sie leiden an enormem Entzug von Sinneseindrücken, und es ist

wohlbekannt, daß ein Mensch in diesem Zustand formbar, beeinflußbar und einsam wird. Sie haben Ihre Gefühle mir zugewandt, weil ich das einzige war, bei dem Sie das tun konnten.

Aus diesem Grund versuchte ich, eine enge Verbindung mit Ihnen zu vermeiden und streng beim »Sie« zu bleiben. In einer Ihrer Perioden der Verzweiflung wurde ich jedoch schwach. Und Sie haben in meine Briefe Dinge hineingelesen, die nicht darin standen. Vergessen Sie nicht, selbst bei Geschriebenen ist es Ihr Denken, das steuert, was Sie sehen. Ihr Zensor hat durchdringen lassen, was er sehen wollte, und vielleicht Eigenes hinzugefügt. Ich bin Ihnen ausgeliefert. Ich weiß nicht einmal, ob Sie nicht auch diesen Brief als leidenschaftliche Liebesbezeugung lesen. Ich habe alle Verstärkungen genutzt, die ich kenne, um dafür zu sorgen, daß diese Mitteilung auf einem Primärweg zu Ihnen gelangt und nicht verstümmelt wird. Es tut mir leid, zu hören, daß Sie mich lieben. Ich liebe Sie nicht, ich wiederhole, nicht. Sie werden verstehen, warum, zumindest in Ansätzen, wenn wir Sie dort herausholen.

Es wird nie etwas werden, Mr. Fingal. Geben Sie es auf.

Apollonia Joachim

Fingal bestand die Prüfung als Klassenbester. Er hatte die verlangten Lehrgänge für sein Examen während der letzten langen Wochen nach dem Erhalt von Apollonias Brief abgeschlossen. Es war ein bitterer Sieg für ihn, auf das Podium zu gehen, um das Diplom in Empfang zu nehmen, aber er umklammerte es mit festem Griff. Wenigstens hatte er aus seiner Situation das Beste

gemacht, wenigstens hatte er sich von den Zahnrädern der Maschine nicht ergeben zermalmen lassen.

Er streckte die Hand aus, um den Händedruck des Collegepräsidenten zu empfangen, und sah die andere Hand sich verwandeln. Er hob den Kopf, sah, wie die bärtige Gestalt im langen Talar zerfloß und sich krümmte und zu einer hochgewachsenen Frau in Uniform wurde. Die Freude flutete in ihm hoch. Er wußte, wer das war. Dann wurde diese Freude in seinem Mund zu Asche, und er spuckte sie hastig aus.

»Ich wußte ja, daß Sie eines Tages an einer Redewendung ersticken«, sagte sie mit einem müden Lachen.

»Sie sind hier«, sagte er. Er konnte es noch immer nicht ganz glauben. Er starre sie dumpf an, umklammerte ihre Hand und das Diplom mit gleicher Verbissenheit. Sie war hochgewachsen, wie die Prophezeiung es verkündet hatte, und gutaussehend. Ihr Haar über dem intelligenten Gesicht war kurzgeschnitten, der Körper unter der Uniform muskulös. Die Uniform war am Kragen offen und zerknittert. Sie hatte Schatten unter den Augen, und die Augen waren stark gerötet. Sie schwankte ein wenig.

»Ja, ich bin hier. Sind Sie bereit zur Rückkehr?« Sie wandte sich den versammelten Studenten zu. »Was meint ihr, Leute? Hat er die Rückkehr verdient?«

Die Menge brach in Jubelgeschrei aus und schleuderte die Mützen in die Höhe. Fingal drehte sich betäubt um und starre sie an, während ihm ein Licht aufging. Er blickte auf das Diplom.

»Ich weiß nicht«, sagte er. »Ich weiß nicht. Zurück in den Datensaal?«

Sie schlug ihm auf die Schulter.

»Nein. Das verspreche ich Ihnen.«

»Aber wie könnte es anders sein? Ich habe mir dieses Stück Papier vorgestellt als etwas... Wirkliches. Wirklich! Wie kann ich solchen Wahnvorstellungen erlegen sein? Warum habe ich das angenommen?«

»Ich habe Sie dabei unterstützt«, erklärte sie. »Aber es war nicht nur ein Spiel. Sie haben wirklich alles gelernt, was Sie gelernt haben. Es wird nicht verschwinden, wenn Sie zurückkehren. Was Sie da in der Hand halten, ist freilich Einbildung, aber was glauben Sie, wer die wirklichen Diplome druckt? Sie sind da, wo es zählt – im Computer –, eingetragen als einer, der alle Prüfungen bestanden hat. Wenn Sie zurückkommen, erhalten Sie ein echtes Diplom.«

Fingal schwankte. Er hatte eine verlockende Vorstellung im Kopf. Er war über ein Jahr hiergewesen und hatte die eigentliche Natur des Ortes nie gründlich erforscht. Vielleicht war das Gerede vom Tod in der Speicherbank nur Quatsch, eine Lüge mehr, um ihn niederzuhalten. In diesem Fall konnte er hierbleiben und seine ausgefallensten Wünsche befriedigen, Herrscher des Universums werden, ohne Gegner, in Lüsten sich suhlend, die kein Kaiser sich je vorgestellt hatte. Alles, was er hier wollte, konnte er haben, was es auch sein mochte.

Und er hatte wirklich das Gefühl, daß ihm das gelingen mochte. Er hatte sich viele Dinge hier eingeprägt und besaß jetzt das Wissen der Computertechnologie als Stütze. Er konnte sich verstecken und ihren Versuchen, ihn zu löschen, ausweichen, vielleicht sogar überleben, wenn sie seinen Würfel herausnahmen, indem er sich in andere Teile des Computers einprogrammierte. Er war dazu imstande.

Eine plötzliche Einsicht verriet ihm, daß er keine Wünsche hatte, die so ausgefallen gewesen wären, ihn in seinem Nabel festzuhalten. Er hatte jetzt nur einen großen Wunsch, aber *sie* verblaßte schon. Eine Überblendung ersetzte sie durch den alten Collegepräsidenten.

»Kommen Sie?« tönte die Stimme.

»Ja.« So einfach war das. Podium, Collegepräsident, Studenten und Auditorium verblaßten, und an die Stelle dieser Umgebung trat der Computerraum von Kenia. Nur Apollonia war geblieben. Er hielt ihre Hand fest, bis alles stabil war.

»Hui«, sagte sie und griff hinter ihren Kopf. Sie zog ein Kabel aus ihrem Hinterkopfstecker und sank in einen Sessel. Jemand zog ein ähnliches Kabel aus Fingals Schädel, und er war endlich vom Computer befreit.

Apollonia griff nach einer dampfenden Tasse Kaffee auf einem Tisch voll leerer Tassen.

»Sie sind eine harte Nuß gewesen«, sagte sie. »Einen Augenblick lang dachte ich schon, Sie würden bleiben. Das ist schon einmal vorgekommen. Sie sind nicht der erste, bei dem das vorgekommen ist, aber auch nicht mehr als der zwanzigste. Ein unerforschtes Gebiet. Gefährlich.«

»Wirklich?« sagte er. »Das sagen Sie nicht nur einfach so?«

»Nein«, gab sie lachend zurück. »Jetzt darf die Wahrheit ausgesprochen werden. Es *ist* gefährlich. Noch niemand hat je mehr als drei Stunden in dieser Art von Würfel, an einen Computer angeschlossen, überlebt. Sie haben sechs geschafft. Ihr Weltbild ist wirklich stark.«

Sie beobachtete ihn, um zu sehen, wie er darauf reagierte. Sie war nicht überrascht, festzustellen, daß er

es bereitwillig akzeptierte.

»Das hätte ich eigentlich wissen müssen«, meinte er.
»Ich hätte daran denken sollen. Hier draußen waren es nur sechs Stunden, für mich mehr als ein Jahr. Computer denken schneller. Warum habe ich das nicht erkannt?«

»Ich habe Ihnen geholfen, es nicht zu erkennen«, gab sie zu. »Wie bei dem Anstoß, den ich gab, damit Sie nicht danach fragten, warum Sie so eifrig studierten. Diese beiden Befehle wirkten viel besser als manche andere von mir.« Sie gähnte wieder und schien nicht aufhören zu können. »Es war für mich ziemlich schwer, sechs Stunden lang ununterbrochen mit Ihnen in Verbindung zu sein, wissen Sie. Das hat vorher noch niemand fertiggebracht; es kann eine schwere Belastung werden. Wir haben also beide etwas, worauf wir stolz sein können.«

Sie lächelte ihn an, aber das Lächeln verblaßte, als er es nicht erwiderte.

»Machen Sie doch kein so beleidigtes Gesicht, Fingal. Wie heißen Sie wirklich mit Vornamen? Ich wußte ihn, habe ihn aber sehr früh gelöscht.«

»Spielt das eine Rolle?«

»Ich weiß nicht. Sie müssen doch einsehen, warum ich mich nicht in Sie verliebt habe, obwohl Sie ein sehr liebenswerter Mensch sein mögen. Ich hatte keine *Zeit dazu*. Es sind sehr lange sechs Stunden gewesen, aber eben doch nur sechs Stunden. Was soll ich machen?«

Fingals Gesicht machte merkwürdige Veränderungen durch, während er das verdaute. Es sah also doch nicht so düster aus.

»Sie könnten mit mir zum Essen gehen.«

»Ich bin gefühlsmäßig schon gebunden, darauf muß ich Sie hinweisen.«

»Sie könnten trotzdem mit mir ausgehen. Sie kennen meine neue Entschlossenheit noch nicht. Ich werde mich wirklich anstrengen.«

Sie lachte herzlich und stand auf. Sie griff nach seiner Hand.

»Wissen Sie, es ist sogar möglich, daß Sie Erfolg haben. Verleihen Sie mir nur keine Flügel mehr, ja? Damit erreichen Sie gar nichts.«

»Versprochen. Ich bin fertig mit allen Visionen – für den ganzen Rest meines Lebens.«

Übersetzt von Tony Westermayr

In der Schüssel

Ich rate Ihnen eines: Kaufen Sie nie ein Gebrauchtsorgan! Und – wenn ich schon dabei bin, weise Lehren zu erteilen: Rüsten Sie sich für einen Venus-Trip erst dann aus, wenn Sie die Venus gesehen haben!

Warum mußte ich nur so voreilig sein! Aber ein paar Wochen vor meinem Urlaub stieß ich bei einem Einkaufsbummel durch Coprates auf diese kleine Klitsche und ließ mir ein Infra-Auge zu einem sa-gen-haf-ten Preis unterjubeln. Eines hätte mich gleich stutzig machen müssen: Was sucht ein Infra-Auge auf dem Mars?

Überlegen Sie mal! Kein Mensch trägt diese Dinger hier. Wenn man nachts die Aussicht genießen will, kauft man sich besser ein Videoskop. Das kann man bei Sonnenaufgang wenigstens abnehmen. Ergo muß ein Tourist dieses Auge von der Venus mitgebracht haben. Und wer weiß, wie lange es im Bottich rumschwamm, ehe mir dieser alte Schwätzer die rührende Geschichte von der netten alten Lehrerin auftischte, die es kein einziges Mal... ach was! Sie kennen diese Märchen, auf die man immer wieder reinfällt!

Wenn das blöde Ding nur seinen Geist aufgegeben hätte, bevor ich Venusburg verließ! Sicher haben Sie von Venusburg gehört – schäbige Hotels, umgeben von dampfenden Sümpfen. Hier kann man auf offener Straße überfallen werden, sein Vermögen in den Spielhöllen verlieren, jedes Laster des erforschten Universums auskosten oder nach den prähistorischen Monstern jagen, die sich nur eine Tagesreise von der Stadt entfernt im stinkenden Morast suhlen. Ja? Alles Bluff! Wenn sie die Holos ausschalten, verwandelt sich das Kaff in einen

Haufen ganz ordinärer Silberkuppeln, die bei achthundert Grad im Dunkel kauern und einen Druck abfangen, der einem selbst in der Erinnerung Kopfschmerzen bereitet. Aber abseits dieses Touristen-Tamtams, vor allem in der Nähe des Raumhafens, finden sich jede Menge Werkstätten, in denen man Ersatzorgane bekommt. Die Leute nehmen marsianisches Geld und freuen sich über die Solar Express Card. Bitte, treten Sie näher! Keine Wartezeiten.

Alles schön und gut...

Ich hatte aber gleich nach der Landung in Venusburg die kleine Fähre erwischt, die nur einmal täglich verkehrte. Außerdem war ich in Urlaubslaune, und mein Infra-Auge funktionierte einwandfrei. Erst in Cui-Cui hatte ich das vage Gefühl, daß mit dem Ding etwas nicht stimmte. Es war nicht auffällig – eine leichte Verschwommenheit am rechten Bildrand. Ich kümmerte mich nicht darum. Mir blieben nur knappe drei Stunden Zeit in Cui-Cui, ehe die Fähre nach Last Chance startete. Ich wollte einen Stadtbummel unternehmen und hatte nicht die geringste Lust, meine kostbare Zeit bei einem Medi-Klempner zu vertrödeln. Wenn das Auge in Last Chance immer noch Zicken machte, konnte ich es dort nachsehen lassen.

Cui-Cui war mehr nach meinem Geschmack als Venusburg mit seinem Touristenrummel. Von den Gestalten, denen man in Venusburg begegnet, sind die meisten Holos. Sie sollen das Bild auflockern und dazu beitragen, daß die Straßen nicht so leer aussehen. Ich hatte es rasch satt, Zuhältern zu begegnen, die Nutten und Schwule jeden Alters und jeder Güte anzubieten und sich bei näherem Hinsehen in Nichts auflösten. Ein schöner Quatsch! Schon mal versucht, eines dieser Lustgeschöpfe

anzufassen?

In Cui-Cui war das Verhältnis Mensch zu Holo ungefähr halbe-halbe. Und das Dekor beruhte nicht auf Dekadenz und Pfuhl, sondern auf Pionier-Masche. Die Straßen sahen verdammt echt dreckig aus, und die Holzhäuser verrieten einen gewissen Stil. Ich fand zwar keinen Geschmack an den glotzäugigen, achtbeinigen Drachen, die an jeder Ecke lauerten, aber soviel ich weiß, strolchten sie zum Andenken an jenen Burschen herum, der dem Nest seinen Namen gegeben hatte. Das mag ja nett gemeint sein, aber ich bezweifle, daß es ihm Spaß gemacht hätte, von einem Zwölftonnen-Ding angerempelt zu werden, das sich sofort in Elfenstaub auflöste.

Ich fand kaum Zeit, durch die »Pfützen« zu waten, als die Fähre schon wieder startete. Und das Auge machte nicht die geringsten Schwierigkeiten. Also steuerte ich Last Chance an.

Der Name des Ortes hätte mir Hinweis genug sein sollen. Und Gelegenheit, eine Werkstatt aufzusuchen, hatte ich auch. Da ich in eine Gegend wollte, wo es nicht an jeder Ecke Luft-Tankstellen gab, nutzte ich nämlich meinen Aufenthalt für die Anschaffung eines Fiffi.

Vielleicht haben Sie so ein Ding noch nie gesehen. Ein Fiffi ist die moderne Version eines Rucksacks, und sein Name geht darauf zurück, daß er brav wie ein Hund hinter einem herläuft. Oder wie ein Packesel. Das heißt, am ehesten erinnert er noch an diese Lastenträger, die man in manchen alten Filmen mit Kisten und Ballen auf dem Kopf hinter dem weißen Jäger dreinzockeln sieht. Ein Fiffi besteht aus einem metallischen Beinpaar und einer Tragplatte für die Ausrüstung. Eine Art Nabelschnur verbindet ihn mit dem Rückenmark seines

Besitzers. Seine Aufgabe? Nun, mit einem Fiffi kann man vier Wochen auf der Venus herumkrebsen anstatt der fünf Tage, die eine Venus-Lunge im Normalfall durchhält.

Der Medi-Klempner, bei dem ich den Apparat erstand, schnallte mich auf seinem Operationstisch fest und legte mit einem Schnitt meinen Rücken frei, um die Schläuche des Fiffi so zu befestigen, daß sie die Luft aus den Vorratstanks direkt in die Venus-Lunge leiteten. Es war *die* Gelegenheit, die Sprache auf das Infra-Auge zu bringen. Er hätte mir wahrscheinlich geholfen, denn während er all das Zeug verkabelte, untersuchte er meine Lunge gratis. Er wollte wissen, wo ich sie erstanden hätte, und schnalzte mit der Zunge, als er hörte, daß sie vom Mars kam. Dann meinte er, eigentlich sähe sie ganz brauchbar aus. Dennoch riet er mir, den Sauerstoffgehalt meiner Lunge niemals zu tief sinken zu lassen und sie stets frisch nachzuladen, wenn ich eine Kuppel verließ. Ich versicherte ihm, daß ich die Gebrauchsanleitung sorgfältig durchgelesen hätte und bestens Bescheid wußte. So umhüllte er die Nervenenden im Kreuz mit einer Metallmanschette und verkabelte sie mit dem Fiffi. Erst nach langen und gründlichen Tests ließ er mich gehen.

Und ich erwähnte das Auge mit keiner Silbe. Ich dachte einfach nicht daran. Da ich bis jetzt kaum richtig auf der Venus-Oberfläche gewesen war, hatte ich noch keine Gelegenheit gefunden, das Auge in Aktion zu erleben. Sicher, die Gegenstände wirkten ein wenig verändert, sogar im sichtbaren Bereich. Die Farben stimmten nicht, es gab kaum Schatten, und das Normalauge zeichnete schärfere Bilder als das Infra-Auge. Wenn ich erst das eine und dann das andere Lid

schloß, bemerkte ich einen deutlichen Unterschied. Aber ich nahm das alles auf die leichte Schulter.

Am nächsten Tag ging ich an Bord der Fähre, die einmal wöchentlich nach Lodestone flog, einer Bergwerkssiedlung am Rande der Fahrenheit-Wüste. Wie man allerdings auf der Venus eine Wüste von der restlichen Landschaft unterscheiden konnte, war mir ein Rätsel. In der Fähre gab es genug freie Plätze, aber ich mußte zwei Tickets lösen, eines für mich und eines für meinen Fiffi. Ich war so sauer, daß ich einen Moment lang daran dachte, das verdammt Ding auf den Schoß zu nehmen. Diese Absicht gab ich jedoch nach einem kurzen Versuch in der Wartehalle auf. Der Fiffi schien nur aus scharfen Kanten und Ecken zu bestehen, und der Flug dauerte ganz schön lange. Zähneknirschend zahlte ich. Die unerwartete Mehrausgabe riß ein großes Loch in mein Budget.

Ab Cui-Cui sind die Etappen kürzer und die Siedlungen schwerer zu erreichen. Cui-Cui liegt zweitausend Kilometer von Venusburg entfernt. Nach Lodestone sind es noch einmal tausend Kilometer. Danach wird der Zubringerdienst spärlich. Ich fand übrigens doch heraus, wie die Venusier den Begriff Wüste definierten: Eine Wüste ist ein Ort, an dem noch keine Menschen leben. Solange ich noch eine Fähre fand, die nach einem einigermaßen pünktlichen Flugplan verkehrte, war ich nicht in der Wüste.

Nun, die Fähren ließen mich in einem winzigen Nest namens Prosperity im Stich. Einwohnerzahl: fünfundsiebzig Menschen und ein Otter. Ich dachte erst, der Otter sei ein Holo genauso wie der Marktbrunnen. Die Gegend sah nicht so aus, als könne man sich einen Zierbrunnen mit echtem Wasser leisten. Aber da täuschte

ich mich. Prosperity war ein Durchgangs-Camp für Metallschürfer. So ein Ort kann über Nacht verschwinden, wenn die Prospektoren weiterziehen. Dann packen die Ladenbesitzer einfach ihre Habe zusammen und ziehen hinterher. Holos – die gibt es hier kaum.

Fast alles, was man sieht, ist Realität.

Ich erfuhr mit einiger Erleichterung, daß die einzige Fähre, die ich in Prosperity besteigen konnte, zurück in die Zivilisation flog. In der anderen Richtung – Fehlanzeige! Naiv, wie ich war, glaubte ich, daß ich jetzt nur noch einen Transporter zu chartern brauchte, um die Wüste zu erobern. Und genau da streikte mein Infra-Auge.

Ich weiß noch, daß ich erst mal verärgert war – na ja, eigentlich mehr als das. Ich war echt sauer. Aber ich betrachtete die Angelegenheit eher als lästigen Zwischenfall. Ganz bestimmt nicht als Katastrophe. Die Reparatur, so meinte ich, würde mich etwas Zeit und etwas mehr Geld kosten.

Nun, ich merkte rasch, daß es damit nicht getan war. Als ich den Schaltermenschen, der zugleich Saloon- und Drugstorebesitzer war, nach einem Medi-Klempner fragte, der mir ein neues Infra-Auge verkaufen und einsetzen könne, lachte der mich glatt aus.

»Hier ganz sicher nicht, Kumpel«, meinte er. »So was hatten wir noch nie. In Ellsworth, drei Fährstationen in Richtung Lodestone, da gab's mal eine Ärztin, aber die ist vor einem Jahr zurück nach Venusburg gezogen. Der nächste Weg zum Doc führt jetzt nach Last Chance.«

Ich war platt. Ich hatte zwar die Einsamkeit gesucht, aber nie auch nur den Gedanken gehabt, daß es irgendwo auf der Venus mit der ärztlichen Versorgung nicht

klappen könnte. Ärzte brauchte man genauso notwendig wie Lebensmitteldepots oder Luft-Tankstellen. Was geschah, wenn hier jemand krank wurde? Die ließen einen glatt abkratzen! Ich fragte mich, ob die planetarische Regierung eine Ahnung von diesen Mißständen hatte.

Aber dann kam ich zu dem Schluß, daß mein geharnischter Brief an die zuständigen Stellen auch nichts nutzen würde. Ich steckte schwer in der Klemme. Grob geschätzt kostete das Ticket zurück nach Last Chance plus ein neues Infra-Auge soviel, daß mir nicht mehr genug Geld für den Heimflug bleiben würde. Mein ganzer Urlaub war im Eimer – und nur, weil ich mir ein Gebraucht-Organ hatte aufschwätzen lassen!

»Was ist denn los mit dem Ding?« wollte der Mann wissen.

»Wie? Ach, keine Ahnung. Es funktioniert nicht mehr. Ich sehe rein gar nichts damit – das ist los!« Ich klammerte mich an einen Strohhalm. »Sie können nicht zufällig...?«

Er schüttelte mit einem traurigen Lächeln den Kopf. »Leider. Nur das, was man so nebenbei lernt. Ich dachte, wenn's vielleicht was mit den Muskeln zu tun hätte, Schielen oder so...«

»Nein. Damit hat es bestimmt nichts zu tun.«

»Pech. Könnte ein kaputter Nerv sein. Damit pfusche ich lieber nicht rum...« Er sah mich mitfühlend an. »Wollen Sie nun das Ticket nach Last Chance?«

Ich war unschlüssig. Zwei Jahre lang hatte ich mich auf diese Reise gefreut. Erst wollte ich das Ticket kaufen, aber dann erwachte der Trotz. Himmel, nun war ich so weit vorgedrungen! Da wollte ich mich erst einmal umsehen, ehe ich meine Entscheidung traf. Vielleicht

fand ich doch noch jemanden, der mir weiterhalf. Ich wandte mich an den Saloonbesitzer, und der beantwortete meine Frage, ehe ich sie überhaupt stellen konnte.

»Ich will Ihnen ja keine falschen Hoffnungen machen«, erklärte er und rieb sich mit der klobigen Pranke am Kinn. »Und es ist auch nichts Sicheres, aber...«

»Nun lassen Sie's schon raus!«

»Also, hier im Ort wohnt eine Kleine, die ganz wild nach allem ist, was irgendwie mit Medizin zu tun hat. Bastelt ständig an sich und anderen Leuten rum – Sie kennen den Typ. Blöd ist nur, daß man sich nicht recht auf sie verlassen kann. Am Ende stehen Sie vielleicht schlimmer da als jetzt...«

»Das kann ich mir nicht gut vorstellen«, widersprach ich. »Das Auge ist kaputt. Noch kaputter kann sie's wohl kaum machen.«

Er zuckte die Achseln. »Sie spielen mit Ihrem eigenen Leben. Vermutlich hängt sie irgendwo am Marktplatz rum. Und wenn sie da nicht zu finden ist, klappern Sie mal die Bars ab. Sie heißt Ember und hat einen Otter, der immer in ihrer Nähe rumflitzt. Nicht zu übersehen, das Mädchen.«

Ember war wirklich nicht zu übersehen. Ich kehrte einfach zum Marktplatz zurück, und da saß sie auf der Steinbrüstung des Zierbrunnens. Sie hatte die Füße ins Wasser getaucht. Ihr Otter spielte an einer kleinen Rutsche. Er schien sich irrsinnig zu freuen, daß er das einzige Wasserloch im Umkreis von tausend Kilometern gefunden hatte.

»Du bist Ember?« fragte ich und setzte mich neben sie.

Sie starre mich mit diesem Blick an, der alle Venusbesucher kribbelig macht. Warum? Nun, jeder

Venusier hat ein blaues oder braunes, Auge und dazu ein vollkommen rotes, das Infra-Auge eben. Ich sah im Moment zwar nicht anders aus, aber ich mußte mich ja auch nicht angucken.

»Und wenn?«

Sie wirkte wie zehn oder elf, und das konnte ohne weiteres ihr richtiges Alter sein. Allerdings hatte der Mann im Saloon gesagt, daß sie etwas von Medi-Klempnerei verstand, und ich wußte nicht, in welchem Ausmaß sie sich selbst behandelt hatte. Die meisten Eingriffe schienen kosmetischer Natur zu sein. Sie hatte kein einziges Haar auf dem Kopf. Statt dessen trug sie eine Krone aus Pfauenfedern, die ihr ständig in die Augen fielen. Ihre Skalphaut hatte sie an Unterarme und Unterschenkel transplantiert, wo nun weiche blonde Locken wehten. Und den Gesichtszügen merkte man an, daß sie ganz schön mit Knetmasse und Stützdrähten gearbeitet hatte, bis sie das gewünschte Aussehen erreichte.

»Ich höre, daß du dich ein wenig mit Medi-Klempnerei beschäftigst. Siehst du, mein Infra-Aug...«

Sie rümpfte die Nase. »Ein wenig? Pah! Ich versteh e eine ganze Menge von Medi-Klempnerei. Pfusch – das ist bei mir nicht drin! Komm, Malibu!«

Sie wandte sich zum Gehen. Der Otter betrachtete abwechselnd sie und mich. Er schien sein Planschbecken höchst ungern zu verlassen.

»Warte! Ich wollte dich nicht kränken. Obwohl ich dich nicht kenne, erkläre ich hiermit feierlich, daß du von Medizin mehr verstehst als sämtliche Bewohner von Prosperity. Zufrieden?«

Sie setzte sich wieder auf die Brüstung und feixte.

»Aha, ich versteh e. Wenn ich dir nicht helfe, sitzt du in

der Patsche, was? Laß mich raten! Du machst Urlaub auf der Venus. Das sieht jeder. Und dir fehlt entweder die Zeit oder das Geld, zurück nach Last Chance zu einem richtigen Doktor zu fliegen.« Sie musterte mich vom Scheitel bis zur Sohle. »Eher das Geld, wenn du mich fragst.«

»Ganz recht. Wirst du mir helfen?«

»Kommt drauf an.« Sie rückte näher, legte die Hände fest um meinen Kopf, kniff die Lider zusammen und warf einen Blick auf mein defektes Infra-Auge. Ich war gezwungen, sie aus nächster Nähe zu betrachten. Ihr Gesicht wies keine einzige Narbe auf. Wenigstens das konnte sie. Ihre oberen Eckzähne waren einen halben Zentimeter länger als das übrige Gebiß.

»Halt still! Wo hast du das Auge her?«

»Vom Mars.«

»Dachte ich mir fast. Northern Bio, Modell *Nachtstrahler*. Ramsch. So was verhökern sie meist an Touristen. Obendrein zehn bis zwölf Jahre alt.«

»Ist es der Nerv? Der Mann, mit dem ich sprach...«

»Nein.« Sie ließ mich los und tauchte die Zehen wieder in den Brunnen. »Die Retina. Hat sich an der rechten Seite abgelöst und fällt über die Fovea. War vermutlich von Anfang an nicht sehr gründlich befestigt. Diese Dinger kann man im allgemeinen nach einem Jahr wegschmeißen.«

Ich seufzte und schlang die Arme um meine Knie. Nach einer Weile stand ich auf und gab ihr die Hand.

»Schön, das war es wohl. Vielen Dank für deine Hilfe.«

Sie schaute mich erstaunt an. »Wo willst du hin?«

»Zurück nach Last Chance und von dort auf dem schnellsten Wege zum Mars, um eine gewisse Organ-

Bank zu verklagen. Alles muß man sich ja nicht gefallen lassen.«

»Da hast du recht. Aber weshalb eilt das so? Ich krieg' das mit deinem Auge schon hin.«

Wir befanden uns in ihrer Werkstatt, die zugleich Schlafzimmer und Küche war. Sie wohnte in einer primitiven kleinen Kuppel ohne jeden Holo-Komfort. Eine erfreuliche Abwechslung nach all den Ranchhäusern, die hier in Prosperity der letzte Schrei zu sein schienen. Ich will ja nicht chauvinistisch klingen, und mir ist auch klar, daß die Venusier auf ihrer düsteren Wüstenwelt gewisse individuelle Reize brauchen. Aber nach meinem Geschmack übertreiben sie die Illusion zu sehr. Ember lebte beispielsweise neben einem Mann, der sich eine perfekte Kopie von Versailles aufgestellt hatte. Dabei hätte sein gesamter Besitz einschließlich des Holo-Generators in einen Rucksack gepaßt.

»Was bringt dich hierher?«

»Das Fernweh.«

Sie beobachtete mich aus den Augenwinkeln, während sie mein Gesicht mit einem Nervbetäubungsmittel abtupfte. Ich lag auf dem Boden, da sie außer ein paar Werkstischen keine Möbel besaß.

»Ja? Im allgemeinen kommen die Touristen nicht bis zu uns raus. Aber unterbrich mich ruhig, wenn du findest, daß mich das nichts angeht.«

»Ich finde, das geht dich nichts an.«

Sie richtete sich auf und grinste schwach. »Bitte. Dann flick dir dein Auge gefälligst selber.« Ich mußte ebenfalls lachen, und sie machte sich wieder an die Arbeit. Aus einem Gewirr von Werkzeug kramte sie ein löffelförmiges Instrument hervor.

»Ich bin Amateurgeologe. Steinesammler, um es genau zu sagen. Werktags hocke ich in meinem Büro, und an den Wochenenden durchstreife ich die Gegend auf der Suche nach schönen Mineralien. Obwohl das vielleicht nur ein Vorwand ist. Ich liebe die Einsamkeit.«

Sie nahm das Auge aus seiner Höhle und hakte mit einem Finger geschickt die Metallklemmen entlang dem Sehnerv los. Dann hielt sie den Augapfel gegen das Licht und starrte in die Linse.

»Du kannst jetzt aufstehen. Träufle dir etwas von dem Zeug da in die Augenhöhle! Danach mußt du einen Moment lang das Lid schließen.« Ich tat, was sie sagte.

Sie nahm auf einem Hocker Platz, legte das Auge auf die Arbeitsplatte und untersuchte es genauer. Dann zog sie mit einer Injektionsnadel die Flüssigkeit auf, bis das Ding wie ein vertrocknetes Schildkrötenei aussah. Sie öffnete es mit einem Schnitt und tastete das Innere vorsichtig ab. Da ihr die langen Locken der Unterarme ständig im Weg waren, unterbrach sie kurz ihre Arbeit und befestigte das Haar mit Gummibändern.

»Steinesammler«, murmelte sie. »Dann suchst du sicher Venusjuwelen.«

»Genau. Wie gesagt, es ist nur ein Hobby. Aber ich habe eine Menge über diese Steine gelesen und einmal ein Exemplar in einem Juwelierschaufenster auf Phöbos gesehen. So sparte ich mir eine Venusreise zusammen in der Hoffnung, einen der berühmten Juwelen zu finden.«

»Das dürfte keine Schwierigkeiten bieten. Die Dinger liegen einfach rum. Anfangs hatten die Kolonisten hier draußen gehofft, sie könnten reich damit werden.« Sie zuckte die Achseln. »Sicher, sie verkaufen sich ganz gut. Aber sie bringen eben nicht das große Geld, von dem wir geträumt hatten. Dabei sind sie genauso selten wie früher

die Diamanten – und sie lassen sich nicht mal synthetisch herstellen. Zumindest hat es noch keiner versucht.« Sie schweißte den Rand der Retina mit einem winzigen Instrument am Augapfel fest.

»Ja – und?«

»Und was?«

»Ich meine, warum kann man sie nicht im Labor nachmachen?«

Sie lachte. »Du bist wirklich ein Amateur. Vielleicht könnte man es, aber das käme viel zu teuer. Die Steine setzen sich aus den verschiedensten Elementen zusammen. Viel Aluminium ist dabei, wenn ich mich nicht täusche. Daher auch die rubinrote Farbe.«

Ich nickte.

»Aber es sind die Unreinheiten, die ihnen das Besondere verleihen. Die Juwelen entstehen unter hohem Druck und gewaltigen Temperaturen und sind so instabil, daß sie meist zerfallen, ehe man die richtige Mischung besitzt. Also kommt es billiger, sie draußen in der Wüste zu sammeln.«

»Der einzige Ort, an dem man sie bisher fand, ist die Fahrenheit-Wüste, nicht wahr?«

»Ja.« Mit kritisch zusammengekniffenen Augen betrachtete sie ihr Werk. Sie verschmorte den Schnitt und pumpte die Flüssigkeit aus der Injektionsnadel wieder in das Auge. Danach klemmte sie es in einen Halter und vermaß es mit Laserstrahlen. Kopfschüttelnd las sie die Zahlen, die am Gerät aufblinkten.

»Das Auge funktioniert wieder«, meinte sie. »Aber du hast wirklich eine Zitrone erwischt. Verschobene Iris. Eine Ellipse mit einer Exzentrizität von etwa 0,24. Dieser Wert wird sich im Laufe der Zeit noch verschlechtern. Siehst du den bräunlichen Fleck hier links? Zerfall von

Muskelgewebe – wahrscheinlich Gifte, die sich gesammelt haben. Das führt in spätestens vier Monaten zu Star.«

Ich begriff nicht recht, wovon sie redete, aber ich bemühte mich um einen intelligenten Gesichtsausdruck.

»Hält denn das Auge überhaupt vier Monate?«

Sie grinste mich an. »Wenn du auf eine Halbjahresgarantie anspielst – so was ist bei mir nicht drin. Ich gehöre nicht der Freiwilligen Mediziner-Selbstkontrolle an. Aber grob geschätzt würde ich sagen, daß es die vier Monate übersteht.«

»Du gehst kein Risiko ein, was?«

»Wir Jungmediziner müssen von Anfang an vor den Advokaten auf der Hut sein. Dreh den Kopf zur Seite, dann setze ich dir die Murmel ein.«

»Meine Frage«, meinte ich, während sie das Auge vorsichtig in die Höhle gleiten ließ, »lautet schlicht und einfach: Kann ich mich mit diesem Infra-Auge vier Wochen lang in die Wüste wagen?«

»Nein«, entgegnete sie prompt. Als sie meine grenzenlose Enttäuschung bemerkte, setzte sie hinzu: »Weder mit diesem noch mit einem anderen Auge. Allein schaffst du das nie.«

»Ach so. Aber das Auge hält durch?«

»Bestimmt. Wenn einer nicht durchhält, dann bist du es. Deshalb wirst du auch mein hochherziges Angebot akzeptieren und mich als Begleitperson mitnehmen.«

Ich schnitt eine Grimasse. »Bist du sicher? Ich habe meine Reise von Anfang an solo geplant. Weshalb sammle ich denn Steine, mein Kind? Damit ich ab und zu allein sein kann!« Ich holte meinen Konto-Computer aus der Tasche. »Wieviel bin ich dir schuldig?«

»Er geht in die Wüste, weil er allein sein will. Hast du

das gehört, Malibu?« Der Otter hob den Kopf. »Sieh mich dagegen an! Ich weiß, was Alleinsein bedeutet. Ich sehne mich nach großen Städten und nach Menschen. Stimmt's, mein Freund?« Der Otter schien bereit, alles zu bestätigen, was sie von ihm verlangte.

»Ich versteh dich sehr gut«, erklärte ich. »Reichen hundert?« Das entsprach etwa dem halben Honorar eines richtigen Arztes – aber wie gesagt, ich war knapp bei Kasse.

»Du willst also nicht, daß ich dich begleite? Das ist dein letztes Wort?«

»Mein allerletztes. Hör zu, das hat nichts mit dir persönlich zu tun, sondern...«

»Ich weiß, ich weiß. Du willst allein sein. Die Behandlung war gratis. Komm, Malibu.« Sie stand auf und ging zur Tür. Dann drehte sie sich noch einmal um.

»Wir sehen uns wieder«, sagte sie mit einem Blinzeln.

Ich kam bald dahinter, was dieses Blinzeln zu bedeuten hatte. Logische Zusammenhänge pflege ich spätestens nach dem dritten oder vierten Anlauf zu erkennen.

Wie sich herausstellte, war »Tourismus« für Prosperity ein Fremdwort. Es gab in der ganzen Stadt kein einziges Hotel und kein einziges Transportmittel. Das mit dem Hotel hatte ich bereits vermutet, aber ich war davon ausgegangen, daß mir jeder mit Vergnügen seinen Privatgleiter vermieten würde, wenn ich eine anständige Summe bot. Ich hatte geglaubt, die Einheimischen würden sich darum raufen, einen Touristen zu schröpfen.

Aber dem war nicht so. Fast jeder besaß ein Flugmobil, und absolut jeder, der eines besaß, weigerte sich, es zu vermieten. Die Dinger waren eine Notwendigkeit für jeden, der außerhalb der Stadt arbeitete – was jeder tat – ,

und man kam schwer an sie heran. Frachter verkehrten nämlich genauso selten wie Passagierfähren. Jeder allerdings, der mich abwies, hatte einen guten Rat für mich. Und nach dem vierten oder fünften Mißerfolg plus guten Rat fand ich mich am Marktplatz wieder. Ember saß an der gleichen Stelle wie bei unserer ersten Begegnung und tauchte die Zehen ins Wasser. Malibu schien immer noch enorm Spaß an seiner Rutsche zu haben.

»Ja«, sagte sie, ohne aufzuschauen. »Zufällig *habe* ich ein Flugmobil zu vermieten.«

Ich war am Ende, aber das wollte ich nicht zeigen. Wir wußten beide, daß sie mich völlig in der Hand hatte.

»Treibst du dich eigentlich immer hier herum?« fragte ich. »Wenn die Leute von dir reden, erwähnen sie automatisch den Marktplatz – so als seist du mit dem Brunnen verwachsen. Was tust du den ganzen Tag?«

Sie warf mir einen hochmütigen Blick zu. »Ich flicke dämlichen Touristen ihre miesen Infra-Augen. Außerdem kuriere ich die Kranken hier in der Gegend und verlange nur doppelt soviel wie die Medi-Klempner in Last Chance. Ich leiste gute Arbeit, auch wenn diese Bauern sich lieber die Zunge abbeißen würden, als das einzugestehen. Wetten, daß dir Mister Lamara am Ticketstand schändliche Lügen über mich erzählt hat? Sie nehmen es mir übel, daß ich ihre Notlage ausnutze und unverschämte Honorare fordere; dabei kommen sie immer noch besser weg, als wenn sie mit hohem Zeit- und Geldaufwand nach Last Chance fliegen und dort überhöhte Preise zahlen.«

Ich mußte lächeln, obwohl ich wußte, daß ich in Kürze selbst das Opfer einer unverschämten Forderung werden würde. Sie war ein gerissenes Biest.

»Wie alt bist du?« Die Frage rutschte mir so heraus. Am liebsten hätte ich mir die Zunge abgebissen. Kein Kind, das Stolz und Unabhängigkeitsgefühl besitzt, spricht gern über sein Alter. Aber sie erstaunte mich.

»Rein chronologisch gesehen, elf Erdenjahre. Was meine innere Reife betrifft, bin ich jedoch uralt.«

»Klar. Nun aber zu diesem Flugmobil...«

»Gleich. Ich bin deiner ersten Frage ausgewichen. Was ich sonst noch tue, wenn ich hier nicht herumsitze, ist unwichtig, denn während ich hier herumsitze, beschäftige ich mich mit der Ewigkeit. Ich tauche in meinen Nabel und horche in die Tiefe meines Schoßes. Kurz – ich mache hier Yoga-Übungen.« Sie warf einen Blick über das Wasser und schaute dann ihren Otter an. »Außerdem ist das hier der einzige richtige Teich im Umkreis von tausend Kilometern.« Sie grinste mich an und hechtete flach ins Becken. Wie ein Torpedo landete sie neben dem Otter, der hocherfreut bellte.

Mitten im Teich bei den Kaskaden und Fontänen machte sie es sich bequem.

»Was ist mit dem Flugmobil?« rief ich ihr zu.

Sie hielt eine Hand ans Ohr, obwohl sie kaum fünfzehn Meter von mir entfernt war.

»*Ich habe gefragt, was mit dem Flugmobil ist?*«

Sie zierte sich. »Ich kann dich nicht verstehen! Du mußt schon hierherkommen.«

Ich knurrte vor mich hin, als ich ins Wasser stieg. Ganz offensichtlich gab sie sich mit schnödem Mammon allein nicht zufrieden.

»Ich kann nicht schwimmen«, warnte ich sie, als ich bis an die Brust im Naß stand.

»Keine Angst, sehr viel tiefer wird es nicht!« Langsam watete ich weiter auf Zehenspitzen und mit

hochgerecktem Kinn. In der Mitte des Brunnens angelangt, umklammerte ich einen Schnörkel und zog mich in die Höhe. Dann saß ich auf glitschigem Venusmarmor, und von meinen Füßen liefen zwei dünne Rinnsale.

Ember stützte sich an der Rutsche ab und wirbelte mit heftigen Paddelschlägen das Wasser auf. Ihr Pfauenschopf teilte die Kaskaden, die über den Fels schäumten. Wassertropfen glitzerten in den Federn. Wieder mußte ich bei ihrem Anblick lächeln. Hätte man Charme verkaufen können, so wäre sie steinreich gewesen. Aber wovon rede ich? Irgendwie verkaufte jeder Mensch seinen Charme, so oder so. Ich hatte mich wieder in der Gewalt, ehe sie mir den Nordpol aufschwätzten konnte. Und im Handumdrehen sah ich sie als das erpresserische kleine Gossenluder, das sie war.

»Eine Milliarde Solar-Mark pro Stunde und keinen Penny Rabatt«, erklang es aus ihrem zarten Mund.

Es hatte keinen Sinn, über so ein Angebot auch nur zu verhandeln. »Du lockst mich ins Wasser, um mir so etwas zu sagen? Ich bin enttäuscht von dir! Ich hatte dich als faire Partnerin betrachtet und gehofft, wir könnten ins Geschäft kommen. Ich...«

»Ich habe noch ein zweites Angebot, wenn dir das hier nicht schmeckt. Du bekommst das Flugmobil gratis und kümmert dich nur um Sauerstoff, Proviant und Trinkwasser.« Strudel umspülten ihre Zehen. Sie wartete.

Natürlich hatte der Vorschlag irgendeinen Haken. Und in einem intuitiven Blitz wahrhaft kosmischen Ausmaßes, der mich auf eine Stufe mit Einstein stellte, durchschaute ich ihre Absicht. Sie sah, wie mir die Wahrheit dämmerte, sah, wie ich daran würgte, und ihre Zähne blitzten. Was sollte ich tun? Sie umbringen oder

ihr Lächeln erwidern? Ich lächelte. Ich weiß nicht, wie, aber sie hatte den Dreh heraus, ihre Gegner gefügig zu machen, noch während sie ihnen die Daumenschrauben anlegte.

»Glaubst du an Liebe auf den ersten Blick?« fragte ich in der Hoffnung, sie aus dem Gleichgewicht zu bringen. Die Hoffnung trog.

»Das ist sentimental Quatsch – im günstigsten Fall«, sagte sie. »So leicht kriegst du mich nicht dran. Wie heißt du überhaupt?« – »Kiku.«

»Hübsch. Marsianisch?«

»Ich nehme es an. Aber ich habe noch nie darüber nachgedacht. Ich bin nicht reich, Ember.«

»Versteht sich. Sonst hättest du dich nicht an mich gewandt.«

»Was findest du dann so toll an mir? Weshalb bist du so wild entschlossen, mich zu begleiten, wo ich einzig und allein dein Flugmobil mieten will? Wenn ich besonders attraktiv wäre, hätte ich es inzwischen vielleicht selbst bemerkt.«

»Ach, ich weiß nicht«, meinte sie und zog eine Augenbraue hoch. »Du besitzt ein gewisses Etwas, dem ich nicht widerstehen kann.« Sie tat, als fiele sie in Ohnmacht.

»Und du willst mir nicht verraten, worin es besteht?«

Sie schüttelte den Kopf. »Für den Augenblick soll das mein zartes Geheimnis bleiben.«

Ich hegte fast den Verdacht, daß es ihr mein schneeiger Hals angetan hatte – daß sie ihre langen Eckzähne in meine Haut graben und mir das Blut aus den Adern saugen wollte. Doch dann beschloß ich, das Thema ruhen zu lassen. Vielleicht rückte sie später damit heraus. Denn ich war überzeugt, daß wir die nächste Zeit zusammen

verbringen würden, ob mir das nun gefiel oder nicht.

»Wann kannst du fort von hier?«

»Ich habe bereits gepackt. Komm!«

Die Venus wirkt gespenstisch. Ich habe hin und her überlegt, aber gespenstisch ist der beste Ausdruck.

Das liegt wohl – im wahrsten Sinn des Wortes – an der Betrachtungsweise. Das rechte Auge, das die sichtbare Strahlung aufnimmt, zeigt einem nur den winzigen Kreis, der gerade von der Handlampe ausgeleuchtet wird. Hin und wieder taucht in der Ferne eine Pfütze geschmolzenen Metalls auf, aber ihr Schein reicht nicht aus, um die Landschaft zu erhellen. Das Infra-Auge dagegen durchdringt die Schatten und liefert ein verwisches Bild der Dinge, die außerhalb des Lampenkegels liegen. Ehrlich gesagt, ich wäre auf diesem Auge doch lieber blind gewesen. Es läßt sich nur schwer beschreiben, wie diese Doppelsichtigkeit das Gehirn belastet. Ein Auge sieht, daß alles jenseits einer bestimmten Grenze dunkel ist, während das andere Informationen darüber speichert, was sich in diesem Dunkel befindet. Ember behauptet, daß der Verstand nach einer Weile die konträren Eindrücke ebenso leicht verschmilzt wie die Bilder, die von zwei normalen Augen geliefert werden. Leider erreichte ich diese Phase nie. Während meines gesamten Urlaubs auf der Venus hatte ich damit zu kämpfen, die visuellen Informationen in Einklang zu bringen.

Außerdem mag ich es nicht, am Grunde einer tausend Kilometer breiten Schüssel herumzukreuchen. Genau das tut man aber, sobald man über die Venus wandert. Egal, welche Höhen man erklimmt oder welche Strecken man zurücklegt – immer ist man am Boden dieser

Riesenschüssel. Wenn ich Ember richtig verstehe, hat das etwas mit der Beugung der Lichtstrahlen in der dichten Atmosphäre zu tun.

Dann ist da die Sonne. Während meines Aufenthalts herrschte gerade Nachtzeit. Das heißtt, daß die Sonne wie eine flachgequetschte Ellipse aussah, die dicht über dem Horizont im Osten schwabte, dem sie vor vielen Wochen entgegengewandert war. Verlangen Sie bitte nicht, daß ich das näher erkläre! Ich weiß nur, daß die Sonne auf der Venus niemals ganz untergeht. *Niemals*, egal, von welchem Fleck aus man sie betrachtet. Sie wird einfach immer flacher und breiter, sickert in einem dünnen, hellen Lichtfaden nach Norden oder Süden – je nachdem, wo man sich gerade befindet – und sammelt sich im Westen, wo sie dann ein paar Wochen später wieder aufgeht.

Ember sagt, daß die Sonne am Äquator für den Bruchteil einer Sekunde wie ein geschlossener Ring aussieht – ähnlich dem Lichterkranz eines gigantischen Stadions. All dies spielt sich nämlich am Schüsselrand ab, etwa zehn Grad oberhalb des gedachten Horizonts. Auch das ist ein Brechungseffekt.

Diese Naturereignisse nimmt man übrigens nicht mit dem linken Auge wahr. Wie gesagt, die Wolkenschichten verschlucken praktisch das gesamte sichtbare Licht. Aber das rechte Auge registriert eine Menge, und zwar in einem Sektor, den ich insgeheim gern »Infrablau« nenne.

Alles ist still. Man vermißt die eigenen Atemzüge und beginnt zu überlegen, warum man nicht atmet. Der Verstand kennt die Antwort natürlich, nur das Hinterhirn mag sich nicht mit ihr anfreunden. Das autonome Nervensystem ist nämlich eine primitive Schaltzentrale, nicht dazu ausgerüstet, Dinge zu »verstehen«, und sehr

mißtrauisch gegenüber jeder Neuerung. So will es nicht wahrhaben, daß die Venus-Lunge den Sauerstoff direkt in die Blutbahnen pumpt. Und als Folge davon hatte ich ständig das Gefühl, ich müßte ersticken – wohl eine Art Rache meines Rückenmarks.

Auch die Temperatur und der Druck machten mich reichlich nervös. Albern, ich weiß. Wenn ich auf dem Mars meinen Schutzanzug ausziehe, gehe ich ebenfalls hops, und zwar viel langsamer und qualvoller als auf der Venus. Hier hätte ich wohl kaum etwas gespürt, wenn mein »Anzug« versagte. Aber der Gedanke an den immensen Druck, den ein Energiefeld mir nur Millimeter vom Leib hielt, war nicht dazu geeignet, mich zu beruhigen. Ein Energiefeld, das physikalisch gesehen nicht einmal existiert. Behauptete zumindest Ember. Vielleicht wollte sie mich nur hochkitzeln. Ich meine, magnetische Kraftlinien sind auch keine greifbare Realität, aber es gibt sie doch, oder?

Ich verbannte diese Fragen aus meinem Gehirn. Ember begleitete mich, und sie wußte über alles Bescheid, was mit der Venus zu tun hatte.

Aber auch sie hatte keine befriedigende Erklärung dafür, weshalb ihr Flugmobil keinen Motor besaß. Darüber dachte ich ausgiebig nach, während ich wie ein Irrer in die Pedale trat, vor mir nichts als das silbern umhüllte Hinterteil von Ember.

Ihr Flugmobil war ein Tandem. Es hatte vier Plätze – zwei für uns und zwei für unsere Fiffis. Mein Sattel befand sich hinter dem von Ember. Die Fiffis saßen rechts von uns. Und da sie unsere »Beinarbeit« hundertprozentig kopierten, konnte man von einem Vier-Menschenstärken-Mobil sprechen.

»Ich begreife beim besten Willen nicht«, erklärte ich

am ersten Tag unserer Reise, »was den Konstrukteur daran gehindert hat, dieses Ding mit einem Motor auszustatten. Unsere Anzugbatterien liefern mehr als genug Energie.«

»Das schon, du Faulpelz«, meinte sie, ohne sich umzudrehen. »Aber hör auf den Rat einer Jung-Medizinerin: Das Treten tut dir gut! Wer seine Muskeln einsetzt, hat sie länger. Bewegung kräftigt und bewahrt dich vor den Ärzten mit ihren kriminellen Honoraren. Ich kenne mich aus. Ich muß oft genug Krampfadern entfernen und Fettschichten aus Wabbelhintern holen. Selbst hier draußen brauchen die Leute oft schon nach zwanzig Jahren neue Beine. Die reine Verschwendug ist das!«

»Ich glaube, ich hätte die meinen noch vor der Reise erneuern sollen. Ich bin völlig im Eimer. Könnten wir nicht für heute Schluß machen?«

Sie schien nicht begeistert von dem Vorschlag, betätigte aber einen Schalter, und aus dem Ballon über unseren Köpfen entwich Heißluft. Die seitlichen Steuerruder stellten sich schräg, und wir glitten in einer langsam Spirale zu Boden.

Wir landeten, und zum erstenmal sah ich den Schüsseleffekt, denn bis dahin hatte ich die Venus immer nur aus der Höhe betrachtet. Während Ember das Zelt ein- und den Ballon ausschaltete, blickte ich mit gemischten Gefühlen in die Runde.

Das Zauberwort der Venusier heißt Null-Feld. Anstatt eine Technologie zu entwickeln, die den extremen Temperatur- und Druckverhältnissen angepaßt ist, umgeben sie alle Dinge mit Null-Feldern und belassen es dabei. So war der Ballon des Flugmobilis nichts weiter als ein Kugelfeld mit einer kleinen Lücke für das

Heizgebläse. Ember und ich wurden durch das gleiche Feld geschützt, das auch unser Flugmobil umgab und das auf eine bestimmte Entfernung alle Oberflächenkonturen einhüllte. Und das Zelt war ein hemisphärisches Feld mit flachem Boden.

Die Null-Felder vereinfachten vieles. Auf der Venus benötigte man beispielsweise keine Luftschieleusen. Sobald wir das Zelt betrat, wurden unsere Körper-Felder von seinem Feld absorbiert. Wollten wir wieder ins Freie, so gingen wir irgendwo durch die Wand, und sofort umgab uns ein Schutz-Feld.

In der Geborgenheit des Zeltes ließ ich mich erschöpft zu Boden fallen. Ich wollte die Handlampe ausknipsen, aber zu meinem großen Staunen entdeckte ich, daß sie überhaupt keinen Schalter hatte. Ember, die gerade das Lagerfeuer herrichtete, bemerkte meine Verwirrung.

»Ja, wir verschwenden Energie«, gab sie zu. »Kein Venusier liefert sich freiwillig dem Dunkel aus. Du wirst auf dem ganzen Planeten keinen einzigen Lichtschalter finden. Vielleicht kommt dir das komisch vor, aber als ich vor einiger Zeit erfuhr, daß man auf anderen Welten das Licht ausknipst, war ich einigermaßen geschockt. Der Gedanke war mir bis dahin nie gekommen. Tiefste Provinz, was?«

Das klang so gar nicht nach Ember. Ich versuchte in ihren Zügen zu lesen, was sie wohl zu solchen Worten veranlaßte, aber ihre Miene verriet nichts. Sie saß mit Malibu auf dem Schoß vor dem Lagerfeuer und glättete ihre Pfauenkrone.

Ich deutete auf die Flammen, ein prächtiges Holo mit prasselnden Holzscheiten, in deren Mitte sich ein Heizstrahler verbarg.

»Findest du das nicht sehr nostalgisch? Da hättest du ja

gleich eines dieser pompösen Stadthäuser mitschleppen können.«

»Mit Häusern kann ich nichts anfangen. Aber Feuer mag ich.«

»Warum?«

Sie zuckte die Achseln, und ich merkte, daß sie an andere Dinge dachte. Also wechselte ich das Thema.

»Was sagt deine Mutter dazu, wenn du mit Fremden in der Wüste übernachtest?«

Sie warf mir einen Blick zu, den ich nicht enträtseln konnte.

»Woher soll ich das wissen? Wir haben uns getrennt. Wenn ich mich nicht täusche, lebt sie jetzt in Venusburg. Ich bin emanzipiert.«

Ich hatte offensichtlich einen wunden Punkt berührt und fuhr vorsichtig fort: »Persönlichkeitskonflikte?«

Wieder zuckte sie die Achseln.

»Nein. Oder doch – in gewisser Hinsicht. Sie wollte nicht fort von hier. Und ich drängte sie immer zur Emigration. Unsere Interessen paßten nicht zusammen. So ging jeder seine eigenen Wege. Ich spare mein verdientes Geld für ein Flugticket. Ich möchte den Planeten unbedingt verlassen.«

»Und? Schon einiges beisammen?«

»Mehr, als du denkst.« Sie schien mich eingehend abzuschätzen. Ich hörte ihre Schaltkreise richtig klicken, während sie mich musterte. Gleich darauf begann jedoch ihr Charme den Ernst des Augenblicks zu überspielen.

»Viel mehr, als du denkst«, bekräftigte sie. »Genau genommen habe ich es geschafft. Noch ein paar Wochen, und ich sage meinen Freunden hier adieu. Sobald wir mit den Venus-Steinen nach Prosperity zurückkehren. Du wirst mich nämlich adoptieren.«

Allmählich gewöhnte ich mich an ihre Art. Nur so läßt sich erklären, daß mir bei ihren Worten nicht das Herz stehenblieb. Ich hatte vage angenommen, daß sie den Rest der Summe durch den Verkauf von Venus-Steinen zusammenkratzen wollte.

Aber das war natürlich einfältig. Sie brauchte mich nicht, um an die Juwelen heranzukommen. Sie war meine Führerin – nicht umgekehrt. Und das Flugmobil gehörte ihr. Sie konnte sich so viele Steine aus der Wüste holen, wie sie nur wollte. Ihr Plan hatte etwas mit meiner Person zu tun. Das war mir schon in der Stadt klargeworden, inzwischen aber wieder entfallen. Irgend etwas Finsternes hatte sie mit mir im Sinn.

»Das ist meine fatale Anziehungskraft? Deshalb wolltest du mich unbedingt begleiten? Nur – ich verstehe nicht ganz, worauf du hinauswillst.«

»Mann, ich bin nicht in dich verknallt, sondern in deinen Paß. In der Spalte ›Herkunft‹ steht: Mars. Und bei ›Alter‹ – na, sagen wir mal dreiundsiebzig.« Sie hatte sich nur um ein Jahr verschätzt, und das, obwohl ich mein Aussehen auf Dreißig trimme.

»Ja – und?«

»Und, mein lieber Kiku, du besichtigst einen Planeten, der auf dem besten Wege ist, in die Steinzeit abzugeleiten. Einen rückständigen Planeten, Kiku, wo man die Volljährigkeit willkürlich auf dreizehn Jahre festgesetzt hat. Und wo man Minderjährigen gewisse Rechte freier, erwachsener Bürger vorenthält. Rechte wie Freiheit, der Anspruch auf Glück und die Chance, *diese gottverdammte Dreckswelt zu verlassen!*«

Sie erstaunte mich mit ihrem heftigen Ausbruch, der so unvermittelt auf das lässige Geplauder folgte. Ihre Fäuste waren geballt. Malibu schaute traurig zu seiner Freundin

auf und warf dann mir einen vorwurfsvollen Blick zu.

Embers düstere Laune verflog so rasch, wie sie gekommen war. Sie federte hoch und begann das Abendessen herzurichten. Auf meine Fragen stellte sie sich taub. Das Thema war für diesen Tag erledigt.

Am Tag darauf war ich fest zur Umkehr entschlossen. Wissen Sie, was ein richtiger Muskelkater ist? Wahrscheinlich nicht. Wenn Sie sich auf eine körperliche Anstrengung einlassen, gehören Sie garantiert zu diesen Gesundheitsaposteln, die sich ständig in Form halten. Ich dagegen war alles andere als in Form. Ich glaubte, ich würde das Gestrampel nicht überleben. Echt, für kurze Zeit hegte ich den Verdacht, mein letztes Stündlein habe geschlagen.

Zum Glück hatte Ember das vorausgesehen. Sie wußte, daß ich ein Bürohocker war und ein schlapper Marsianer obendrein. Zu dem untätigen Leben, das die meisten überzivilisierten Völker führen, kommt bei den Marsbewohnern noch hinzu, daß sie in der geringen Schwerkraft ihres Planeten nie richtig gefordert werden. Meine Muskeln jedenfalls hatten die Konsistenz von Grießbrei.

Ember verabreichte mir eine altmodische Massage und eine neumodische Injektion, welche die angesammelten Gift-Stoffe unschädlich machen sollte. Bereits eine Stunde später zeigte ich wieder schwaches Interesse für unsere Wüsten-Expedition. So verfrachtete mich Ember auf das Flugmobil, und wir legten den nächsten Abschnitt zurück.

Es gibt auf der Venus keine Möglichkeit, den Zeitablauf zu messen. Die Sonne wird zwar breiter und flacher, aber das geschieht so langsam, daß man es nicht

bewußt miterlebt. Irgendwann an diesem Tag kamen wir an einen Nebenlauf des Reynoldswrap-Stromes. In meinem rechten Auge erschien er als grelle Linie, in meinem linken als träger, verharschter Halbgletscher. Geschmolzenes Aluminium, erfuhr ich. Malibu bellte beleidigt, weil er eine Rutschpartie machen wollte und Ember ihm das nicht erlaubte.

Man kann sich auf der Venus nicht verirren, solange die Augen funktionieren. Der Strom war zu sehen, seit wir Prosperity verlassen hatten, wenn ich auch jetzt erst erfuhr, was der helle Streifen darstellte. Auch die Stadt hinter uns konnten wir immer noch erkennen, und vor uns ragte die Bergkette auf, die uns von der Wüste trennte. Die Wüste selbst schmiegte sich in die schräg ansteigende Schüsselwand.

Ember meinte, daß wir noch drei Tagesreisen von unserem Ziel entfernt waren. Es erfordert viel Übung, Entfernungen richtig abzuschätzen. So versuchte mir Ember immer wieder Venusburg zu zeigen, das ein paar tausend Kilometer hinter uns lag. Sie sagte, an klaren Tagen sei es deutlich als kleiner heller Punkt zu erkennen – aber ich entdeckte diesen Punkt nie.

Wir führten lange Gespräche, während wir in die Pedale traten. Es gab sonst keine Ablenkung. Außerdem machte es Spaß, sich mit Ember zu unterhalten. Sie erzählte mir eine Menge von ihrem Plan, die Venus zu verlassen, und überschüttete mich mit ihren naiven Träumen von fremden Welten.

Man konnte das, was sie tat, nicht anders als eine raffinierte Kampagne bezeichnen. Ganz am Anfang hatte sie nur um Verständnis für ihre verrückte Absicht geworben. Allmählich dann entwickelte sich ein fester Plan daraus. Und inzwischen betrachtete sie es als

Tatsache, daß ich sie adoptieren und mit mir auf den Mars nehmen würde. Ich begann schon selbst daran zu glauben.

Am vierten Tag fiel mir auf, das der Schüsselrand vor uns steiler aufragte. Ich konnte mir nicht denken, wodurch das hervorgerufen wurde, bis Ember zu treten aufhörte und wir mitten in der Luft hingen. Eine massive Felswand stieg schräg in die Höhe und endete etwa fünfzig Meter oberhalb des Flugmobil. »Was ist denn los?« fragte ich, froh um die Verschnaufpause.

»Die Berge sind höher geworden«, stellte sie trocken fest. »Fliegen wir ein Stück nach rechts. Vielleicht finden wir irgendwo einen Paß.«

»Höher geworden? Wie meinst du das?«

»So wie ich es sage. Als ich das letztemal in dieser Gegend war, lagen die Gipfel um ein gutes Stück niedriger.«

»Bist du sicher?«

»Vollkommen. Der Luftbeheizer des Ballons arbeitet nicht mehr. Mit anderen Worten, das Mobil trägt uns bis hierher und kein Stück höher. Als ich die Berge das letztemal überquerte, funktionierte das Heizgerät einwandfrei.«

»Aber was verursacht die Höhenunterschiede?«

»Die Kondensation. Sie kann die Topografie hier ganz schön verändern. Viele Metalle und Mineralien auf der Venus befinden sich im geschmolzenen Zustand. Sie verdunsten an heißen Tagen und lagern sich an den kühleren Berggipfeln ab. In den wärmeren Jahreszeiten schmelzen sie dann wieder und fließen zurück in die Täler.«

»Willst du damit zum Ausdruck bringen, daß du mich

mitten im Winter hierhergeschleift hast?«

Sie warf mir einen vernichtenden Blick zu.

»Wer hat die Reise gebucht? Du oder ich? Außerdem haben wir noch nicht einmal Mitternacht. Ich dachte, die Berge würden erst in etwa einer Woche so hoch sein.«

»Und wenn wir einen Bogen um das Gebirge machen?«

Sie musterte kritisch den Hang.

»Etwa fünfhundert Kilometer im Osten gibt es einen permanenten Paß. Aber das würde uns eine ganze Woche kosten. Willst du das in Kauf nehmen?«

»Was ist die Alternative?«

»Wir parken das Flugmobil hier und erklettern die Gipfel. Die Wüste beginnt gleich jenseits der Berge. Wenn wir Glück haben, sehen wir heute noch unsere ersten Venus-Steine.«

Ich merkte, daß ich viel zuwenig über diese Welt wußte, um eine vernünftige Entscheidung zu treffen. Insgeheim hatte ich mir längst eingestanden, daß ich ohne Ember verloren wäre.

»Wir machen das, was du für richtig hältst.«

»In Ordnung. Dann wenden wir nach links und parken.«

Wir vertäuteten das Flugmobil an einem langen Kabel aus Wolframlegierung und schalteten das Heizgebläse voll ein. Dieses Schwebeparken hatte, wie ich erfuhr, einen besonderen Grund: Es sollte verhindern, daß während unserer Abwesenheit eine Schicht kondensierten Metalls das kostbare Vehikel unter sich begrub.

Fünfzig Meter – das klingt nach gar nichts. Und auf ebenem Grund ist es auch nur ein Klacks. Aber überwinden Sie die Distanz einmal bei einer Steigung

von fünfundsiebzig Grad! Zum Glück hatte meine Begleiterin auch diese Möglichkeit ins Auge gefaßt und Kletterutensilien mitgenommen. Sie schlug hier und da Haken ein, und wir seilten uns an. Ember übernahm die Führung; ich folgte dicht auf den »Fersen« ihres Fiffi. Es war unheimlich anzusehen, wie das Ding jede ihrer Bewegungen kopierte und seine Füße genau da in den Fels stemmte, wo sie Sekunden zuvor gestanden hatte. Malibu hetzte hin und her, erklomm im Nu den Gipfel und kehrte wieder zurück, um zu sehen, wo wir blieben, und uns aufgeregt zu erzählen, was er auf der anderen Seite erspäht hatte.

Einem Bergsteiger hätte der Aufstieg wohl keinen einzigen Schweißtropfen entlockt. Ich persönlich wäre jedoch am liebsten in die Tiefe geschlittert und hätte die ganze Expedition vergessen. Ember nahm keine Rücksicht auf meine Gefühle. Sie kletterte stur weiter. Ich glaube, daß ich noch nie im Leben so erschöpft war wie in dem Moment, da wir den Gipfel erreicht hatten und über die Wüste schauten.

Ember deutete nach vorn.

»Da drüben geht eben ein Venus-Stein los«, erklärte sie.

»Wo?« fragte ich mäßig interessiert. Ich konnte nichts erkennen.

»Schon zu spät. Weiter unten. In dieser Höhe hier entstehen sie überhaupt nicht. Aber keine Angst, du wirst im Lauf der Zeit noch genug davon zu sehen bekommen.«

Und wir machten uns an den Abstieg. Das war eine relativ einfache Angelegenheit. An einer glatten Stelle setzte Ember sich einfach auf den Boden und schlitterte los. Malibu erfaßte das Spiel sofort und rutschte mit

Freudengebell hinter ihr drein. Ich sah, wie Ember gegen einen Felsbuckel stieß und einen Salto drehte. Ihr Anzug versteifte sich, fing den Stoß ab und purzelte weiter.

Ich folgte den beiden in der gleichen Weise. Zwar genoß ich es nicht gerade, wie ein Gummiball durch die Gegend zu schnellen, aber noch weniger hätte mir eine langsame, mühevolle Talkletterei behagt. Zum Glück spürt man die Stöße stark gedämpft, da der Anzug sie automatisch ausgleicht: Dicht vor dem Aufprall rückt das Feld ein wenig vom Körper ab und wird härter als Metall. Außerdem erreichten wir in keiner Phase so hohe Geschwindigkeiten, daß wir richtig durchgeschüttelt wurden.

Im Tal angekommen, ließ ich mir von Ember auf die Beine helfen. Sie sah aus, als habe ihr die Rutschpartie Spaß gemacht. Von mir konnte ich das nicht behaupten. Ein Stoß hatte offenbar meine Bandscheiben leicht verschoben, und ich spürte bei jedem Schritt einen stechenden Schmerz im Kreuz. Mit zusammengebissenen Zähnen humpelte ich hinter Ember her.

»Wo auf dem Mars lebst du eigentlich?« fragte sie gut gelaunt.

»Wie? Ach so, in Coprates. Das liegt am Nordhang des Canyons.«

»Ja, ich weiß. Erzähl mir mehr davon. Wo werden wir wohnen? An der Planetenoberfläche oder in einem der Tiefhäuser? Ich kann es kaum erwarten, alles kennenzulernen.«

Sie ging mir auf die Nerven. Vielleicht war es auch nur der Schmerz im Kreuz.

»Was bringt dich eigentlich auf den Gedanken, daß ich dich mitnehme?«

»Aber klar nimmst du mich mit. Du hast selbst

gesagt...«

»Ich habe keinen Ton gesagt. Wenn ich ein Bandgerät hätte, könnte ich dir beweisen, daß unsere Gespräche während der letzten Tage ein einziger Monolog waren. Du erzählst mir, wie sehr du dich darauf freust, mit mir zum Mars zu fliegen, und ich murmele etwas vor mich hin, weil ich nicht den Mut habe – oder *hatte* –, dir klar und deutlich zu sagen, was für einen Unsinn du dir einbildest.«

Das schien endlich zu sitzen. Jedenfalls sagte sie eine Weile überhaupt nichts mehr. Vielleicht merkte sie, daß sie den Bogen überspannt hatte, und dachte jetzt nach, wie sie ihre Sache doch noch retten könnte.

»Was findest du an meinem Plan so unsinnig?« fragte sie schließlich.

»Einfach alles.«

»Das ist mir zu vage.«

»Wie kommst du beispielsweise darauf, daß ich überhaupt eine Tochter haben will?«

Sie schien erleichtert. »Ach, wenn es nur das ist! Keine Sorge, ich werde dir nicht die geringsten Schwierigkeiten bereiten. Sobald wir landen, kannst du die Auflösung des Kontraktes in die Wege leiten. Wenn du willst, erkläre ich mich noch vor der Adoption schriftlich einverstanden, daß ich keine deiner Entscheidungen anfechten werde. Es handelt sich um ein rein geschäftliches Abkommen, Kiku. Du brauchst keinen Erzieher für mich zu spielen. Ich bin unabhängig. Ich...«

»Für dich mag es ein rein geschäftliches Abkommen sein!« explodierte ich. »Vielleicht bin ich altmodisch. Vielleicht bin ich ein Spinner. Aber eine Zweckadoption gehe ich nicht ein. Ich habe das eine Kind, das mir zustand, großgezogen, und ich war ihm ein guter Vater.

Ich adoptiere dich nicht einfach, um dir irgendwelche Einreiseschwierigkeiten aus dem Weg zu räumen. Das ist mein letztes Wort.«

Sie versuchte in meinen Zügen zu lesen. Vermutlich kam sie zu dem Schluß, daß ich es ernst meinte.

»Ich kann dir zwanzigtausend Mark bieten.«

Ich schluckte schwer.

»Woher hast du soviel Geld?«

»Ich sagte dir doch, daß ich die Bewohner von Prosperity ganz schön gerupft habe. Und wo, zum Teufel, könnte ich hier auch nur einen Penny ausgeben? Ich legte alles auf die hohe Kante. Falls einmal ein gefühlloser Neandertaler mit verdrehten Moralbegriffen ankäme, der...«

»Jetzt reicht es aber!« Zu meiner Schande gestehe ich, daß die Versuchung groß war. Es ist gar nicht so schön, wenn man plötzlich merkt, daß Gefühle, die man für moralische Skrupel hielt, angesichts eines Geldstapels nicht mehr so wichtig erscheinen. Aber meine Kreuzschmerzen und meine scheußliche Laune halfen mir über die Schwäche hinweg.

»Du glaubst, du könntest mich kaufen. Aber darin täuschst du dich. Ich habe dir von Anfang an gesagt, daß ich dein Vorhaben nicht richtig finde.«

»Ach, geh zum Teufel, Kiku! Na los, worauf wartest du noch, du Blödmann!« Sie stampfte mit dem Fuß auf, und ihr Fiffi imitierte getreulich die Geste des Zorns. Sicher hatte sie noch mehr Flüche auf Lager, aber im gleichen Moment, da ihr Fuß den Boden berührte, erfolgte eine gewaltige Detonation.

Habe ich bereits erwähnt, daß auf der Venus meist vollkommene Stille herrscht? Es weht kein Wind, es gibt keine Tiere – nichts, das Lärm verursachen könnte. Aber

wenn einmal ein Laut durchdringt, dann Vorsicht! Diese dichte Atmosphäre ist der reinste Mord. Ich dachte, mir würde der Kopf platzen. Die Schallwellen schlugen heftig gegen unsere Anzugfelder, die sich zum Teil versteiften. Einzig und allein die millimeterdünne Schicht Niederdruckluft zwischen Anzugfeld und Trommelfellen bewahrte uns vor Taubheit. Sie dämpfte den Knall ab, so daß wir nur ein Dröhnen in den Ohren spürten.

»Was war das?« fragte ich.

Ember setzte sich auf den Boden und ließ tief enttäuscht den Kopf hängen.

»Eine Steinexplosion«, murmelte sie. »Dort drüber.« Sie deutete mit dem Finger, und ich erkannte etwa einen Kilometer entfernt einen schwach leuchtenden Fleck. Dutzende kleinerer Glimmpunkte – Infralicht – verteilten sich in seiner Nähe.

»Du willst doch nicht behaupten, daß du die Detonation durch dein Fußstampfen ausgelöst hast?«

Sie zuckte die Achseln. »Die Dinger sind instabil. Und voll von Nitroglyzerin, wie es scheint.«

»Komm! Sammeln wir wenigstens die Bruchstücke ein!«

»Geh doch allein, wenn es dir Spaß macht!« Sie hatte sich zu passivem Widerstand entschlossen. Und sosehr ich sie anbettelte und beschwor, sie blieb sitzen. Als sie endlich hochkam, waren die Leuchtpunkte verschwunden – abgekühlt. Wir würden die Fragmente nie mehr finden, wenn wir nicht zufällig darüber stolperten. Ember schwieg beharrlich, während wir weiter ins Tal vordrangen. Aber den ganzen Weg begleitete uns ein fernes Knattern und Knallen.

Auch am nächsten Tag sprachen wir nicht sehr viel.

Ember versuchte mehrmals, die Verhandlungen wiederaufzunehmen, aber ich gab ihr klar zu verstehen, daß dieses Thema für mich abgeschlossen sei. Ich betonte, daß sie selbst die Bedingungen für die Reise gestellt habe: kostenlose Benutzung des Flugmobil, wenn ich alle Vorräte besorgte. Von Adoption war nie die Rede gewesen. Ich versicherte ihr, daß ich bei einer solchen Klausel auf den Kontrakt verzichtet hätte. Vielleicht glaubte ich selbst an meine Worte. Das war gleich am Morgen nach unserem Streit, als sie allem Anschein nach mit der Expedition nichts mehr zu tun haben wollte. Sie saß einfach im Zelt herum und schmollte, während ich Frühstück machte. Auch danach traf sie keine Anstalten zum Aufbruch, sondern erklärte nur, sie sei ja nicht scharf auf Venussteine, also könne sie im Zelt auf mich warten oder ganz umkehren.

Erst nachdem ich sie auf unsere Absprache hingewiesen hatte, erhob sie sich zögernd. Sie tat es ungern – aber sie hielt Wort.

Die Juwelensuche erwies sich als Riesenenttäuschung. Ich hatte davon geträumt, tagelang die Landschaft zu durchstreifen – bis zu dem erregenden Moment, da ich den ersten Stein entdeckte. Heureka! würde ich rufen und mich auf die Kostbarkeit stürzen. Leider sah die Realität ganz anders aus. Hier eine Gebrauchsanweisung, falls jemand von Ihnen auf den Gedanken käme, Venussteine zu sammeln: Man stampfe heftig mit dem Fuß auf den Boden, warte ein paar Sekunden, gehe einige Schritte weiter und stampfe erneut. Dann folge man dem Knall und dem Lichtschein der Detonation und klaube die Dinger zusammen. Sie liegen weitverstreut in der Runde und sind an den Spektralbanden der Detonationswärme so leicht zu erkennen wie Neonlampen in einem finsternen

Park. Ein wahrlich großes Abenteuer!

Wir legten die Steine, die wir fanden, sofort in Kühlboxen, welche zur Ausrüstung unserer Fiffis gehörten. Die Juwelen werden durch den Explosionsdruck gebildet, aber bei den hohen Venustemperaturen verflüchtigen sich einige Bestandteile. Diese Elemente zerfallen innerhalb drei Stunden und hinterlassen nichts als ein graues Pulver. Ich konnte mir nicht erklären, weshalb die Steine überhaupt so lange beständig blieben. Sie waren nämlich bedeutend wärmer als ihre Umgebung, wenn wir sie einsammelten, und hätten normalerweise sofort schmelzen müssen.

Ember meinte, durch den Detonationsdruck bliebe das Kristallgitter eine Zeitlang stabil und würde erst bei fortschreitender Abkühlung so abgeschwächt, daß der Zerfall einsetzte. Nun, weshalb nicht? Ich hatte mich daran gewöhnt, daß man bei den extremen Druck- und Temperaturverhältnissen auf der Venus keine normalen Maßstäbe anlegen durfte. Am Ende des Tages hatten wir jedenfalls an die zehn Kilo Juwelen gesammelt, manche nur erbsengroß, andere dagegen vom Umfang einer Kinderfaust.

An diesem Abend saß ich am Lagerfeuer und betrachtete meinen Schatz. Abend war es allerdings nur nach meiner Uhr. Ich muß gestehen, daß ich mich allmählich nach dem Vierundzwanzig-Stunden-Zyklus von Tag und Nacht sehnte. Und wenn ich schon beim Jammern bin: Die Monde fehlten mir. Es hätte mich sehr beruhigt, Deimos oder Phöbos am Himmel zu erblicken. Statt dessen hing die Sonne flach am Horizont und schob sich träge nach Norden, dem Morgenhimme entgegen.

Die Juwelen waren herrlich anzusehen, daran gab es nichts zu rütteln. Sie hatten einen weinroten, leicht ins

Bräunliche gehenden Schimmer, doch wenn sich das Licht in ihnen fing, konnte man nie vorhersagen, wie sie sich verändern würden. Die unbehandelten Steine waren meist mit einer matten Substanz überzogen, die ihre wahre Pracht verbarg. Ich kratzte aus reiner Neugier von einigen Juwelen die Patina, und darunter kamen glatte Flächen zum Vorschein, die selbst im Feuerschein sprühten und funkelten. Ember zeigte mir, wie man die Steine an einem Faden aufhängen konnte. Sie pendelten hin und her und klangen dabei wie feine Glöckchen. Manchmal geschah es dann, daß ein Stein mit lautem Klirren all seine Unregelmäßigkeiten abwarf und sich als makelloser Oktaeder präsentierte.

Ich kochte an diesem Tag selbst. Anfangs hatte Ember dieses Amt freiwillig übernommen, doch inzwischen lag ihr wohl nichts mehr daran, mich zu päppeln.

»Ich bin als Fremdenführer angestellt«, erklärte sie bissig. »Im Lexikon steht unter Fremdenführer...«

»Geschenkt. Ich kenne den Ausdruck.«

».... kein Wort vom Kochen. Übrigens, würdest du mich lieber heiraten?«

»Nein.« Ich war nicht einmal erstaunt.

»Die gleichen Gründe?«

»Ja. Ich gehe auch einen Ehekontrakt nicht leichtfertig ein. Außerdem bist du zu jung.«

»Das gesetzliche Mindestalter liegt bei zwölf. Und in einer Woche bin ich zwölf.«

»Das reicht nicht. Auf dem Mars beträgt das Mindestalter vierzehn.«

»Behauptest du das bloß, um mich abzuschrecken, oder stimmt das wirklich?«

Mich verblüffte immer wieder, wie wenig sie im Grunde von der Welt wußte, nach der sie solche

Sehnsucht hatte. Ich habe keine Ahnung, woher sie ihre Kenntnisse bezog. Vermutlich waren sie nichts als ein Teil ihrer Tagträume.

Wir aßen schweigend und spielten mit unserer Juwelenkollektion. Ich schätzte, daß meine Steine schon im ungeschliffenen Zustand einen Wert von etwa tausend Mark hatten. Und die venusische Wildnis begann an meinen Nerven zu zerren. Ich beschloß, noch einen Tag lang nach Steinen zu suchen und dann den Rückflug anzutreten. Das war wohl für uns beide das beste. Ember konnte nach dem nächsten dämlichen Touristen Ausschau halten, der in ihre Stadt kam, oder nach Venusburg ziehen und dort im Ernst ihre Abreise vorbereiten.

Als mir diese Möglichkeit in den Sinn kam, überlegte ich einen Moment lang, weshalb sie ihr einsames Kaff nicht längst verlassen hatte. Wenn sie wirklich soviel Geld besaß, wie sie vorgab, konnte sie doch in die Hauptstadt ziehen, wo es von Touristen nur so wimmelte. Ich beschloß, sie danach zu fragen, aber ehe ich es tun konnte, rückte sie ganz dicht an mich heran.

»Möchtest du, daß ich mit dir schlafe?« fragte sie.

Ich hatte für heute genug von ihren Verführungskünsten. Mit einem Ruck stand ich auf und marschierte schnurstracks durch die Zeltwand ins Freie.

Draußen bereute ich mein Handeln. Mein Kreuz schmerzte wie verrückt, und mir dämmerte ein wenig spät, daß die aufblasbare Matratze im Zelt geblieben war. Aber nach diesem furiosen Abgang hätte ich mich mit einer Umkehr lächerlich gemacht. Vielleicht konnte ich auch wegen der Schmerzen nicht mehr klar denken. Ich weiß es nicht. Jedenfalls suchte ich mir im Freien eine Stelle, die einigermaßen bequem aussah, und legte mich

schlafen.

So bequem, wie sie aussah, war die Stelle übrigens nicht.

Ich erwachte in einem Nebel von Schmerzen. Irgendwie wußte ich, daß ich ein Messer in den Rücken kriegen würde, wenn ich mich hastig bewegte. Und wer riskiert so etwas schon?

Mein Arm lag auf etwas Weichem. Ich drehte den Kopf – der Verdacht mit dem Messer verstärkte sich – und sah, daß es Ember war. Sie lag auf dem Rücken und schlief. Malibu hatte sich in ihren Armen zusammengerollt.

Ihre Lippen waren leicht geöffnet, und sie wirkte völlig entspannt. Wie eine silberne Puppe sah sie aus, und in diesem Moment kam sie mir unendlich schutzbedürftig vor. Lächelnd betrachtete ich sie und begriff selbst nicht, weshalb ich sie so ekelig behandelte. Sicher, sie hatte mich überlistet und auszunutzen versucht – versuchte mich immer noch auszunutzen. Aber war mir dadurch ein Schaden entstanden? Irgendein Nachteil? Wenn ich ehrlich war, mußte ich das verneinen. Ich nahm mir vor, mich bei ihr zu entschuldigen, sobald sie aufwachte, und mich in Zukunft etwas fairer zu verhalten. Vielleicht konnten wir sogar einen Kompromiß hinsichtlich der Adoption schließen.

Ich hatte einen kleinen Hintergedanken. Mein Kreuz bereitete mir starke Beschwerden. Ich hatte ihr bis jetzt nichts davon gesagt, wahrscheinlich aus Angst, noch tiefer in ihre Schuld zu geraten. Ich war sicher, daß sie kein Bargeld angenommen hätte. Sie bevorzugte Naturalien. Wenn jedoch unser Verhältnis wieder stimmte...

Ich wollte sie eben wecken, als ich zufällig einen Blick

über die Schulter warf. Und dort bemerkte ich etwas.

Es wuchs drei Meter entfernt aus einem Spalt zwischen zwei Felsblöcken. Es war kugelig, hatte einen Querschnitt von einem halben Meter und glomm dunkelrot. Es erinnerte an weiche Gelatine.

Ein Venusstein – dicht vor der Detonation.

Ich wagte keinen Laut, bis mir einfiel, daß Worte die Atmosphäre um mich nicht erschüttern und demnach auch keine Explosion auslösen konnten. Ich besaß ein Kehlkopfmikro und einen Empfänger im Ohr. Auf der Venus formt man die Worte subvokal, und der Gesprächspartner nimmt die Vibrationen direkt auf.

Ganz sachte legte ich Ember den Arm um die Schultern. Sie schlug die Augen auf, streckte sich und wollte sich erheben. »Bitte, rühr dich nicht!« beschwore ich sie im Flüsterton. Es ist schwer, subvokal zu wispern, aber irgendwie mußte ich ihr klarmachen, daß wir uns in Gefahr befanden.

Sie war jetzt hellwach. Und sie blieb still liegen.

»Dreh den Kopf nach rechts – aber ganz langsam! Stoß ja nicht gegen den Boden oder sonst etwas! Ich weiß nicht, wie ich mich verhalten soll.«

Sie tat genau, was ich sagte – und schwieg.

»Da bist du nicht allein, Kiku«, erwiderte sie nach einer Weile ebenso leise. »Ich habe noch nie von einem ähnlichen Fall gehört.«

»Wie konnte so etwas geschehen?«

»Der Stein muß in den letzten Stunden erst entstanden sein. Keiner weiß, wie sich die Dinger bilden oder wie lange das dauert. Näher als fünfhundert Meter kommt man im allgemeinen nicht an sie heran – dann gehen sie hoch. Selbst das Kreisen eines Flugmobilpropellers führt zur Detonation, ehe man nahe genug ist, um Daten zu

sammeln.«

»Und was tun wir jetzt?«

Sie schaute mich an. Es war schwer, ihren Gesichtsausdruck hinter dem schimmernden Nullfeld zu erkennen, aber ich glaube, sie hatte Angst. Daß ich Angst hatte, weiß ich.

»Ich würde sagen, wir röhren uns nicht von der Stelle.«

»Wie gefährlich ist das Ding?«

»Junge, ich habe keine Ahnung. Wenn das Monster explodiert, gibt es bestimmt einen ganz schönen *Wumm*. Zwar fangen unsere Anzüge die schlimmste Wucht ab, aber vermutlich werden wir hochgeschleudert – und das nicht gerade sanft. Eine Gehirnerschütterung dürfte das wenigste sein, was wir uns bei dem Ruck holen.«

Ich schluckte. »Dann...«

»Psst! Ich denke nach.«

Ich folgte ihrem Beispiel. Irgendwo in meinem Kreuz bohrte ein glühendes Messer. Mir war klar, daß ich nicht mehr lange stillhalten konnte.

Das verdammte Ding schien sich zu röhren.

Ich blinzelte, weil ich nicht wagte, mir die Augen zu reiben, und schaute ganz genau hin. Nein, es rührte sich nicht. Zumaldest nicht richtig. Es war mehr das träge Fließen, das man wahrnimmt, wenn man eine lebende Zelle unter dem Mikroskop betrachtet. Ein Stoffaustausch von hier nach dort. Ich beobachtete das Ding wie hypnotisiert.

In dem Juwel drängten sich Welten. Ich sah die Märchenstadt Barsum aus meinen Kindertagen; ich sah Spukwälder und Burgruinen. Der Juwel war das Fenster zu einem Ort, wo es weder Fragen noch Gefühle gab, nur ein allumfassendes Bewußtsein. Er war dunkel und in stetem Fluß, aber ohne jede Drohung. Er wuchs und war

doch schon in sich abgeschlossen, als er zu leben begann. Er war größer als diese heiße Schlammkugel namens Venus und hatte seine Wurzeln tief im Herzen des Planeten. Es gab keinen Winkel des Universums, den er nicht erreichte.

Er wußte von meiner Gegenwart. Ich merkte, wie er mich abtastete, und empfand kein Staunen. Er untersuchte mich beiläufig, zeigte sich total gleichgültig. Ich gab ihm keine Rätsel auf, was immer er darstellen mochte. Er kannte mich, hatte mich von Anfang an gekannt.

Ich spürte eine magische Anziehung. Das Ding übte keinen Einfluß auf mich aus; die Anziehungskraft war eine Sehnsucht in meinem Innern. Ich strebte nach der Vollkommenheit, die dieser Juwel besaß, und wußte doch, daß ich sie nie erreichen konnte. Für mich würde das Leben immer voller Rätsel bleiben. Für den Stein hielt es die Erkenntnis bereit. Allwissen.

Endlich löste ich den Blick von dem Ding, widerwillig und zögernd. Ich merkte, daß ich schweißgebadet war.

»Kiku, so hör mir doch zu!«

»Was?« Embers Stimme schien mich wie aus weiter Ferne zu erreichen.

»Hör mir zu! Wach auf! Du darfst den Stein nicht anschauen!«

»Ember, siehst du nichts? Spürst du nichts?«

»Doch, aber ich... ich will jetzt nicht darüber sprechen. Ich kann nicht. Wach auf, Kiku, und bemüh dich, keinen einzigen Blick mehr auf das Ding zu werfen.«

Ich hatte das Gefühl, als sei ich längst zur Salzsäule erstarrt. Was schadete da ein Blick mehr oder weniger? Mein Leben würde ohnehin nie mehr ganz das sein, was es gewesen war. Es handelte sich um eine Art

Zwangsbekehrung – so als hätte ich mit einemmal den Sinn des Universums durchschaut: Das Universum war eine mit Samt und Seide ausgeschlagene Schatulle, einzig und allein dazu geschaffen, den Juwel in seiner ganzen Pracht zur Geltung zu bringen.

»Kiku, der Stein hätte längst hochgehen müssen. Und daß wir hier sind – das gibt es von Rechts wegen nicht. Ich habe mich beim Aufwachen bewegt, zwar nur schwach – aber das reicht im allgemeinen. Weißt du, daß ich einmal versuchte, eines der Dinger zu belauern? Ich schlich wie auf rohen Eiern und kam doch nicht näher als fünfhundert Meter. Dann explodierte es. Dieser Stein kann nicht hier sein.«

»Großartig«, wisperete ich. »Und warum ist er dann hier?«

»Ich weiß, ich weiß. Vielleicht ist seine Entwicklung noch nicht abgeschlossen. Vielleicht können wir uns noch fortstehlen, ehe er detoniert.«

Ich schaute kurz zu dem Ding hinüber und wandte mich sofort wieder ab. Es schien meine Blicke förmlich anzusaugen.

»Und wenn ich gar nicht fort will?«

»Ich verstehe dich«, flüsterte sie. »Ich... nimm dich zusammen, schau nicht hin! Wir müssen einfach weg.«

Es fiel mir schwer, mich auf Ember zu konzentrieren. »Hör zu«, sagte ich unter Aufbietung meiner ganzen Willenskraft. »Vielleicht gelingt einem von uns die Flucht. Vielleicht auch beiden. Aber es ist von Vorrang, daß du unverletzt bleibst. Wenn mir etwas zustößt, kannst du mich wieder zurechtflicken. Wenn dir etwas geschieht, kann ich dir nicht helfen...«

»Ja – und?«

»Ich bin dem Stein näher als du. Du beginnst mit dem

Rückzug, und ich folge dir. Dann fange ich den schlimmsten Druck ab, falls es zur Detonation kommt. Wie findest du das?«

»Nicht gerade überwältigend.« Aber als sie darüber nachdachte, mußte sie zugeben, daß mein Plan eine gewisse Logik enthielt. Ich glaube, es paßte ihr nicht, daß sie die Rolle der Schutzbedürftigen übernehmen sollte. Sie hatte eine Vorliebe für die tragische Heldenin, was in ihrem Alter nur natürlich war. Immerhin bewies sie Reife, als sie sich in das Unvermeidliche schickte.

»Also schön. Ich ziehe mich erst einmal zehn Meter zurück und sage dir dann Bescheid, sobald ich eine einigermaßen sichere Stelle erreicht habe. Dann kommst du nach. Bei einem Abstand von zehn Metern überleben wir die Detonation vielleicht.«

»Zwanzig!«

»Aber... also meinetwegen, zwanzig. Alles Gute, Kiku. Ich glaube, ich liebe dich.« Sie zögerte. »Äh – Kiku!«

»Was ist denn? Verschwinde endlich! Wir wissen nicht, wie lange das Ding stabil bleibt.«

»Ich bin ja schon unterwegs. Aber eines möchte ich noch klarstellen. Mein Angebot letzte Nacht – du weißt schon, als du in Wut gerietst...«

»Ja?«

»Das – das war nicht als Bestechung gedacht. Nicht so wie die zwanzigtausend Mark, meine ich. Ich – es ist nur so, daß ich auf diesem Gebiet wenig Erfahrung besitze. Ich schätze, ich habe den falschen Zeitpunkt gewählt, was?«

»Ja, aber mach dir deshalb keine Sorgen! Los, schieb ab!«

Sie gehorchte. In winzigen Etappen zog sie sich zurück. Es war ein Glück, daß wir wenigstens nicht den

Atem anhalten mußten. Die Spannung wäre sonst unerträglich gewesen.

Und ich schaute wieder zu dem Stein hinüber. Ich konnte nicht anders. Ich betete im Allerheiligsten einer kosmischen Kirche, als Ember in meine Gedanken eindrang. Ich weiß nicht, welche Macht sie ausübte, um mich zu erreichen. Sie weinte.

»Kiku, bitte, so hör doch!«

»Ja? Was ist los?«

Sie schluchzte erleichtert: »Mein Gott, ich rufe dich jetzt seit einer Stunde. *Bitte*, komm zu mir! Der Abstand reicht. Ich bin hier drüben.«

In meinem Kopf schwammen Nebel. »Das eilt doch nicht, Ember. Ich will den Stein noch eine Weile betrachten. Warte auf mich!«

»Nein! Wenn du nicht auf der Stelle kommst, hole ich dich!«

»Das wäre heller Wahnsinn!... Ach, ist ja schon gut. Ich komme.«

Ich wandte mich um. Ember kniete am Boden, und Malibu kauerte neben ihr. Der kleine Otter starrte in meine Richtung. Vorsichtig verlagerte ich das Gewicht. An mein Kreuz durfte ich jetzt nicht denken.

Ich schaffte zwei Meter – drei. Dann mußte ich eine Pause einlegen. Meine Blicke gingen zwischen dem Stein und Ember hin und her. Es war schwer zu sagen, welcher der beiden Pole mich stärker anzog. Ich hatte offenbar eine Grenze erreicht, die Stelle, an der ein Gleichgewicht der Kräfte herrschte. Ich konnte hierhin oder dorthin gehen.

Ein silbriger Pfeil schoß auf mich zu, fegte mit einem weiten Satz über mich hinweg.

»*Malibu!*« schrie Ember. Ich drehte mich um. Der

Otter schien glücklicher, als ich ihn je gesehen hatte – glücklicher selbst als an den Kaskaden des Marktbrunnens. Er sprang dem Stein entgegen...

Das Bewußtsein wollte sich nur langsam einstellen. Es gab keine scharfe Trennlinie zwischen Traum und Erwachen, denn ich war taub, und ich war blind.

Ich weiß nicht mehr, wann ich merkte, daß ich taub und blind war. Ich weiß auch nicht mehr, wann ich begann, Embers Zeichensprache zu verstehen. Ich weiß nur noch, daß Ember mir irgendwann ihren Plan erläuterte, nach Prosperity zurückzukehren.

Ich gab ihr zu verstehen, daß ich mich in alles fügen würde. Sie hielt die Fäden in der Hand. Ich war verzweifelt, weil ich geglaubt hatte, in Barsum zu weilen. Ich hatte geträumt, ich sei ein Venusjuwel, und in einer Art Ekstase die Detonation herbeigesehnt.

Ember operierte mein linkes Auge und gab mir wenigstens einen Teil des Sehvermögens wieder. Ich erkannte verschwommen Gegenstände, die etwa einen Meter von meinem Gesicht entfernt waren – auch Sätze, die Ember auf ein Stück Papier schrieb und mir vor die Augen hielt. Das erleichterte die Verständigung. Ich erfuhr, daß auch sie taub war. Und daß Malibu vielleicht tot war. Sie hatte ihn in eine der Kühlboxen gelegt und hoffte, ihn in ihrer Werkstatt ins Leben zurückrufen zu können.

Ich beichtete ihr meine Kreuzschmerzen. Sie war erstaunt und ärgerlich, daß ich so lange geschwiegen hatte, besaß aber Vernunft genug, nicht gerade jetzt einen Streit anzufangen. Der Schaden war im Nu behoben. Eine eingeklemmte Bandscheibe, erklärte sie mir. Mehr nicht.

Es wäre ermüdend, unsere Heimreise in allen

Einzelheiten zu schildern. Wir hatten Probleme mit meiner Blindheit. Aber ich paßte mich recht gut an. Ember führte mich, und nach dem ersten Tag stolperte ich nur noch selten. Am zweiten Tag erklimmen wir die Berge, und mein Fiffi gab den Geist auf. Ember entfernte den Apparat und schloß mich an ihren Fiffi an, sobald wir rasteten. Fortbewegen konnte ich mich damit nicht, da das Gerät auf ihre zierlichen Körpermaße abgestimmt war. Wir hätten einander nur aus dem Gleichgewicht gebracht.

Endlich erreichten wir das Flugmobil. Wir strampelten stumm in die Stadt zurück. Mir fehlten die Gespräche mit Ember. Mir fehlte der Venusjuwel. Ich bezweifelte, daß mich das Leben je wieder richtig freuen würde.

Aber die Erinnerung verblaßte, bis wir nach Prosperity kamen. Es ist wohl so, daß ein Mensch Dinge dieser Größe einfach nicht in seinem Innern festhalten kann. Das Erlebnis entglitt mir wie ein Traum, den der Morgen verwischt. Ich kann nicht mehr genau sagen, was in jener Nacht geschah. Mir sind nichts als Schatten geblieben. Ich komme mir vor wie ein Wurm, der einen Sonnenuntergang erblickt und die Eindrücke nicht zu speichern vermag.

In Prosperity angelangt, bereitete es Ember nicht die geringsten Schwierigkeiten, unser Gehör wiederherzustellen. Nur schade, daß sie keine Ersatztrommelfelle mit auf die Reise genommen hatte.

»Ein dummes Versehen«, meinte sie. »Klar, daß die häufigste Verletzung bei einer Detonation geplatzte Trommelfelle sind. Wo hatte ich nur meinen Verstand?«

»Mach dir keine Vorwürfe! Du warst große Klasse.«

Sie grinste mich schief an. »Kann ich mir vorstellen.«

Das Problem mit meiner Blindheit war kniffliger. Ember selbst hatte keine Ersatzaugen, und von den Stadtbewohnern dachte keiner daran, ein Auge zu opfern. So pflanzte sie mir ihr linkes Auge ein und behielt nur das Infra-Auge. Über der leeren Höhle trug sie eine schwarze Klappe, die ihr ein verwegenes Aussehen verlieh. Sie riet mir, in Venusburg sofort ein neues Auge zu erstehen. Unsere Blutgruppen stimmten nicht überein, und mein Körper würde das Ding nach etwa drei Wochen abstoßen.

Der Tag, an dem die Wochenfähre nach Last Chance startete, rückte näher. Wir saßen mit überkreuzten Beinen in ihrer Werkstatt, zwischen uns einen Berg von Venussteinen.

Sie boten einen grauenvollen Anblick. Nein, verstehen Sie mich nicht falsch! Sie hatten sich gegen früher kaum verändert. Im Gegenteil, seit sie poliert waren, funkeln sie noch viel stärker als damals am Lagerfeuer. Aber wir sahen in ihnen jetzt die schäbigen Skelettreste, die sie wirklich waren. Wir hatten keiner Menschenseele von unserer Begegnung in der Fahrenheit-Wüste erzählt. Es gab keine Möglichkeit, die Geschichte zu beweisen. Ein subjektives Erlebnis, das sich nicht im Labor überprüfen ließ. Ember und ich waren die einzigen, welche die wahre Natur der Venusjuwelen kannten. Wahrscheinlich würden wir die einzigen bleiben.

»Wie wird das weitergehen?« fragte ich.

Sie musterte mich scharf. »Ich glaube, das weißt du genau.«

»Ja.« Was immer diese Geschöpfe darstellen mochten, in welcher Weise sie auf diesem Planeten überlebten und sich vermehrt hatten – eines wußten wir mit absoluter Sicherheit: In der Umgebung einer Menschensiedlung

waren sie zum Tode verurteilt. Und die Menschheit breitete sich unerbittlich aus. Wieder einmal würden wir nicht wissen, was wir zerstörten.

Ich konnte die Juwelen nicht behalten. Ich wäre mir wie ein Ungeheuer vorgekommen. Auch Ember wollte sie nicht.

»Meinst du nicht, wir sollten die Leute warnen?« fragte sie.

»Bitte. Du kannst es versuchen. Aber glaub ja nicht, daß sie auf Zehenspitzen gehen werden, solange du ihnen keine handfesten Beweise vorlegst. Vielleicht nicht einmal dann.«

»Nun, ich jedenfalls werde mich in Zukunft hüten, mit dem Fuß aufzustampfen.«

Ich war erstaunt. »Warum? Glaubst du, daß die Vibrationen vom Mars bis hierher reichen?«

Sie starrte mich an. »He – was heißt das nun wieder?«

Nach einem kurzen Hin und Her entschuldigte ich mich wortreich, und sie erklärte lachend, ich sei eine fiese Ratte, aber mit ihr könne ich es ja machen.

Es handelte sich um ein Mißverständnis. Ich glaubte fest, daß ich ihr von meinem Sinneswandel erzählt hätte, als ich blind und taub im Zelt lag. Aber das war wohl nur einer meiner vielen Träume gewesen, denn sie wußte nichts von meinem Entschluß und dachte immer noch, mein Nein sei endgültig. Jedenfalls hatte sie die Adoption seit der Explosion nicht mehr erwähnt.

»Ich wollte dich nicht plagen nach allem, was du für mich getan hastest«, sagte sie, atemlos vor Aufregung. »Ich schulde dir eine Menge, vielleicht mein Leben. Und ich habe dich anfangs ja wirklich gemein erpreßt.«

Und ich dachte, sie habe den Plan aufgegeben, weil sie unsere Überlebenschancen nicht sehr hoch einschätzte.

»Wann hast du denn deinen Entschluß gefaßt?« fragte sie.

Ich überlegte. »Kurz nachdem ich das Zelt verließ, um im Freien zu schlafen.«

Darauf verschlug es ihr erst einmal die Sprache. Sie strahlte mich an, und ich begann zu überlegen, was für Papiere ich unterschreiben sollte, wenn wir nach Venusburg kamen: einen Adoptions- oder einen Ehekontrakt.

Ich schob den Gedanken beiseite. Es sind die kleinen Unsicherheiten, die unserem Leben erst die Wurze verleihen. Wir standen auf und ließen das Häufchen Venussteine auf dem Boden liegen. Auf Zehenspitzen schllichen wir zum Landeplatz der Fähre.

Übersetzt von Birgit Reß-Bohusch

Triade

Als Barnum und Bailey auf dem Kurs zum Janus ins Rendezvousmanöver einschwebten, begegneten sie einer gigantischen pulsierenden Viertelnote. Der Notenhals war gut fünf Kilometer hoch. Die Note selbst besaß einen Kilometer Durchmesser und glimmte in sanftem Türkisgrün. Während sie sich näherten, drehte sie sich schwerfällig um ihre Achse. »Hier muß es sein«, sagte Barnum zu Bailey.

»Landungskontrolle Janus an Barnum und Bailey«, ertönte aus der Tiefe des Raumes eine Stimme. »Sie geraten bei der nächsten Umdrehung in den Draggen. In wenigen Minuten dürfte Ihnen der Visualindikator sichtbar sein.«

Barnum blickte hinab auf die in langsamer Rotation befindliche unregelmäßige Kugel aus Fels und Eis, die Janus, der innerste Saturnmond, war. Etwas erschien hinter der Wölbung des Horizonts. Es dauerte nicht lange, bis sie genug sehen konnten, um zu erkennen, worum es sich handelte. Barnum lachte herzlich: »Kommt das von dir oder von ihnen?« fragte er Bailey.

Bailey schnaubte. »Von ihnen. Für wie albern hältst du mich?«

Das Objekt, das sich hinter dem Rund des Mondes erhob, war ein Schmetterlingsnetz von zehn Kilometern Länge. An einem riesenhaften Bügel wehte ein langes Netz und wallte. Bailey schnaubte nochmals, aber gebrauchte dann die erforderlichen Vektoren, um sie in eine Position zu bringen, wo das lächerliche Ding sie einfangen könne. »Komm, Bailey«, spottete Barnum, »du bist nur neidisch, weil du nicht selbst an so etwas gedacht hast.«

»Vielleicht«, räumte der Symbiont ein. »Aber auf jeden Fall numeriere lieber deine Knochen – wahrscheinlich wird's einen anständigen Ruck geben.« Man ging mit der Illusion so weit, wie es noch praktisch war, aber Barnum bemerkte, daß die ersten Stöße der Verlangsamung früher auftraten als in jenem Fall, wenn das transparente Netz mehr gewesen wäre als eine Illusion. Allmählich verstärkte sich die Bremskraft, während das elektromagnetische Feld sich des Metallgürtels bemächtigte, den er um den Leib geschnallt hatte. Darüber verstrich ungefähr eine Minute. Als das Feld langsam erlosch, schien Janus nicht länger unter ihnen zu rotieren, sondern sich ihnen zu nähern. »Hör dir das an«, sagte Bailey. Musik erfüllte Barnums Kopf. Sie war lebhaft, bestand aus den gedehnten, schwülstigen, aber trotzdem reizvollen Tönen eines Baßsaxophons, das eine ihnen beiden unbekannte Kneipenmelodie spielte. Sie änderten ihre Position und konnten daraufhin einigermaßen deutlich Pearly Gates anpeilen, die einzige menschliche Siedlung auf Janus. Es fiel leicht, darauf Kurs zu nehmen, denn das freischwingende Gespinst von Musikwellen, das sich von dort ausbreitete, glich den parallelen Strängen eines Spinnennetzes. Die Leute in Pearly Gates mußten sich ganz schön lustig finden. Alle an der Oberfläche gelegenen Bauten der Siedlung waren unter drolligen holographischen Projektionen getarnt. Das Ganze sah aus wie eine Mischung aus dem alpträumhaften Wunschland eines Kindes und einem frühen Zeichentrickfilm von Walt Disney. Eine riesige Dampforgel beherrschte den Ort, und ihre tausend Meter hohen Pfeifen, deren es fünfzehn gab, hüpften und sprangen im Takt der Saxophonmusik. Sie sackten abwärts, als müßten sie tief Atem holen, dann richteten

sie sich dummkopfisch auf und bliesen einen farbigen Rauchring in die Höhe. Die Gebäude, von denen Barnum wußte, daß sie in Wirklichkeit rein funktionale, uninteressante Kuppeln waren, schienen rechteckige Häuschen mit Blumenkästen an den Fenstern zu sein, und aus allen Türen lachten die eierförmigen Äuglein von Trickfilmfiguren, die wackelten und schwabbelten, wie aus Gelee gemacht. »Findest du das nicht auch ein wenig übertrieben?« fragte Bailey.

»Das hängt davon ab, was einem gefällt. Auf seine eigene grelle Art ist solcher Kitsch ganz nett.« Sie schwebten durch ein Spaghettigewirr aus Klängen, Takten, Sechzehntelnoten, Pausen, Blechtönen und Rauchringen. Sie trieben durch eine insubstantielle Achttonfolge. Bailey hob ihre restliche Fallgeschwindigkeit mit den Düsen auf. Sie unterlagen in der kaum wahrnehmbaren Gravitation einer geringfügigen Ableichterung, während sie die Richtung auf eines der feixenden Häuser hin einschlugen.

Der Hauseingang hatte ihnen ein Erlebnis für sich beschert. Barnum streckte die Hand nach einem mit dem Hinweis SCHLEUSE gekennzeichneten Knopf aus, und da war der Knopf beiseite gehuscht und hatte sich in ein winziges Gesicht verwandelt, das ihn höhnisch angrinste: Schabernack! Die Schleuse öffnete sich automatisch, aktiviert durch ihre Annäherung. Im Innern war Pearly Gates weniger vergnüglich. Die Korridore waren schlicht wie Korridore, der Fußboden war solide und grau. »Ich empfehle trotzdem Vorsicht«, riet Bailey mißmutig. »Diese Leute sind regelrecht schockstüchtig. Womöglich halten sie es für einen guten Scherz, in den Boden ein Loch zu machen und es mit einem Holo zu verstecken.

Gib acht, wohin du gehst.«

»Ach, sei nicht so humorlos. Du würdest so etwas doch erkennen, oder?« Bailey gab keine Antwort, und Barnum bestand nicht darauf. Er kannte die Ursache des Unbehagens und der Abneigung, die der Symbiont gegen die Niederlassung auf Janus hegte. Bailey wollte das Geschäft so schnell wie möglich abgewickelt haben und zum Ring zurückkehren, wo er das Gefühl hatte, gebraucht zu werden. Hier, in einem mit Sauerstoff gefüllten Korridor, war Bailey physisch nutzlos. Im symbiotischen Team Barnum/Bailey besaß Bailey die Funktion, für den Menschen Barnum eine Kleinumwelt aus Nahrung, Sauerstoff und Wasser bereitzustellen. Barnum lieferte seinerseits für Bailey Nahrung, Kohlendioxyd und Wasser.

Barnum war ein Mensch, äußerlich wenig bemerkenswert, abgesehen von einer chirurgischen Korrektur seiner Knie, wodurch diese sich auswärts statt vorwärts beugten, und den übergroßen Händen, Pedale oder kurz Peds genannt, die dort aus seinen Knöcheln wuchsen, wo man sonst Füße erwartete.

Bailey dagegen war alles andere als ein Mensch. Bailey war, strenggenommen, nicht einmal ein Er. Bailey war eine Pflanze, und Barnum besaß lediglich eine männliche Vorstellung von ihm, weil die Stimme in seinem Kopf, die Baileys einzige Kommunikationsmöglichkeit war, maskulin klang. Er hatte keine eigene Gestalt. Er existierte, indem er Barnum umhüllte und damit an dessen Gestalt teilhatte. Seine Ausdehnung umfaßte auch Barnums Verdauungskanal, den Mund sowie sämtliche Eingeweide bis zum Anus; er war sozusagen eingefädelt. Zusammen sah das Team aus wie ein Mensch in einem unförmigen Raumanzug, versehen mit den Merkmalen

eines Knollenhauptes, einer schmalen Taille und aufgeschwollenen Hüften. Eine lachhaft übertrieben proportionierte Frau, wenn man so wollte.

»Du könntest ruhig wieder zu atmen anfangen«, sagte Bailey.

»Wozu? Das kann ich immer noch, wenn ich mit jemandem reden muß, der nicht mit einem Symb gepaart ist. Warum sollte ich's denn jetzt?«

»Ich dachte nur, es wäre besser, du gewöhnst dich schon einmal daran.«

»Na gut, wenn du's für nötig hältst.« Langsam zog Bailey jene seiner Teile zurück, die Barnums Lungen und Kehle zu belegen pflegten, und entblößte den Sprechapparat, damit er einen Dienst verrichten konnte, den er zehn Jahre lang nicht mehr versehen hatte. Barnum hustete, als die Luft in seine Kehle eindrang. Wie kalt sie war! Oder jedenfalls schien sie es ihm zu sein, denn tatsächlich betrug die Temperatur standardmäßig 22 Grad. Er war lediglich nicht daran gewöhnt. Sein Zwerchfell flatterte, dann nahm es den Atemrhythmus an, als sei sein Mark niemals davon abgesondert gewesen. »Da hast du deinen Willen«, sagte er laut und war überrascht vom Klang der eigenen Stimme. »Zufrieden?«

»Ein frühzeitiger Test kann niemals schaden.«

»Wir wollen ganz offen sein, ja? Ich wollte sowenig hierher wie du, aber du weißt, daß es sein mußte. Willst du mir Schwierigkeiten machen, solange wir uns hier aufhalten? Wir wollen ein Team sein, entsinnst du dich?«

Sein Partner ließ einen mentalen Seufzer vernehmen. »Bedaure, aber das ist es ja eben. Wir sollen *tatsächlich* ein Team sein, und draußen im Ring sind wir's ja auch. Dort ist keiner von uns beiden etwas ohne den anderen.

Hier dagegen bin ich nur ein Ding, das du mit dir herumschleppst. Ich kann nicht laufen, ich kann nicht reden. Ich gelte soviel wie das Grünzeug, das ich im Grunde genommen bin.« Barnum war an die regelmäßig wiederkehrenden Minderwertigkeitsgefühle des Symbionten gewöhnt. Im Ring waren diese Stimmungen niemals stark. Doch sobald sie ein Schwerkraftfeld betrat, sah Bailey sich daran erinnert, welch ein lebensuntüchtiges Geschöpf er war. »Hier kannst du eigenständig atmen«, fügte Bailey hinzu. »Du könntest selber sehen, wenn ich deine Augen entblößen würde. Übrigens, es ist...«

»Sei nicht kindisch. Warum sollte ich meine eigenen Augen benutzen, wenn du mir ein besseres Bild übermittelst, als ich es jemals von meinen Augen erhalten könnte?«

»So ist das im Ring, ja. Aber hier bedeuten all meine Extrasinne nur überflüssige Masse. Wozu brauchst du hier einen Präzisionsgeschwindigkeitsmesser? Hier kann ich nichts wahrnehmen, was mehr als zwanzig Meter entfernt ist, und dazu nur Dinge, die sich nicht bewegen.«

»Hör zu. Möchtest du umkehren – sollen wir zurück durch die Schleuse? Wir können es ruhig machen. Wenn der Aufenthalt hier für dich ein solches Trauma ist, kehre ich um.« Lange herrschte zwischen ihnen Schweigen. Dann durchströmte ein Gefühl warmherzigen Ersuchens um Nachsicht Barnum, das ihm die ausgeschrägten Knie erweichte. »Du brauchst dich nicht zu entschuldigen«, ergänzte er mitfühlamer. »Ich kann dich verstehen. Dies ist nun einmal etwas, das wir zusammen durchstehen müssen, so wie alles andere auch...«

»Ich mag dich, Barnum.«

»Ich dich auch, Dummkopf.«

Das Schild an der Tür trug die Aufschrift:

TYMPANI & RAGTIME
KOMPONISTEN-AGENTUR

Barnum und Bailey standen vor der Tür und zögerten.
»Was muß man jetzt tun?« fragte Barnum laut.
»Klopfen? Alles ist so lange her, ich habe vergessen,
wie...«

»Du brauchst nur deine Finger zur Faust zu ballen und dann...«

»Das meine ich nicht.« Er lachte und überspielte damit seine augenblickliche Nervosität. »Ich habe die Höflichkeiten der menschlichen Gesellschaft vergessen. Na, von all den Filmbändern, die ich schon angeschaut habe, dürfte ja wohl ein bißchen hängengeblieben sein.« Er klopfte an, und beim zweiten Pochen öffnete sich die Tür selbsttätig. Ein Mann saß hinter einem Tisch, auf den er die nackten Füße gelegt hatte. Barnum war inzwischen ein wenig auf den Schrecken eingestellt, einen anderen Menschen zu sehen, den *kein* Symbiont umgab, denn auf dem Weg zum Büro von Tympani & Ragtime war er bereits mehreren davon begegnet. Aber die Vertrautheit mit diesem Anblick verursachte ihm noch immer Benommenheit. Anscheinend sah der Mann ihm das an, denn er wies wortlos auf einen Stuhl.

Barnum setzte sich, während er dachte, daß dies bei dieser niedrigen Schwerkraft wirklich unnötig war. Trotzdem war er irgendwie dafür dankbar. Lange Zeit sagte der Mann überhaupt nichts, wodurch er Barnum Gelegenheit gab, sich zu sammeln und seine Gedanken zu ordnen. Unterdessen betrachtete er den Mann mit

Aufmerksamkeit. Einige von dessen Eigenheiten waren augenfällig; offenkundig war vor allem, daß er kein Mann war, der mit der Mode ging. Schuhe waren ein volles Jahrhundert lang buchstäblich vom Erdboden verschwunden gewesen, da es nämlich keine anderen Böden gab als weich und dick ausgelegte Fußböden. Die gegenwärtige Mode jedoch gebot: Schuhe sind zu tragen. Der Mann sah jung aus; seine Entwicklung mußte im Alter von rund zwanzig Jahren aufgehalten worden sein. Bekleidet war er mit einem Holo-Anzug, einer künstlich erzeugten Illusion verflossener Farben, die an einem Fleck zu verbleiben sich weigerten und keine bestimmten Umrisse annehmen wollten. Darunter konnte er nackt sein; aber davon vermochte Barnum sich nicht zu überzeugen.

»Sie sind Barnum und Bailey, nicht wahr?« erkundigte sich der Mann.

»Ja. Und Sie sind Tympani?«

»Nein, Ragtime. Tympani kommt später. Bin erfreut, Sie kennenzulernen. Hatten Sie unterwegs Schwierigkeiten? Wenn ich Sie richtig verstanden habe, ist dies Ihr erster Besuch bei uns?«

»Ja, stimmt. Wir hatten keine Schwierigkeiten. Und vielen Dank dafür, daß Sie die Kosten für den Transfer übernommen haben.«

Ragtime winkte ab. »Machen Sie sich darüber keine Gedanken. Haben wir alles einkalkuliert. Wir gehen davon aus, daß Sie sehr gut sind und wir vielfach auf unsere Kosten kommen. Damit behalten wir oft genug recht, um keine Verluste zu erleiden. Die Mehrzahl Ihrer Leute besitzt nicht genug Geld für eine Reise zum Janus, und wohin kämen dann wir? Deshalb müssen wir sie eben holen. Ist billiger.«

»Wahrscheinlich.« Barnum schwieg. Er merkte, daß seine Kehle bereits von der ungewohnten Anstrengung des Sprechens wund wurde; doch kaum hatte er daran gedacht, da griff Bailey auch schon ein. Seine interne Ranke, die er eingezogen hatte, züngelte aus Barnums Magen empor und befeuchtete seinen Kehlkopf. Das Gefühl schmerzhafter Rauheit wich, als Bailey die Nervenenden betäubte. Spielt sich sowieso alles bloß im Hirn ab, tröstete sich Barnum.

»Wer hat Sie uns empfohlen?«

»Wer... ach, das war... wer war das, Bailey?« Zu spät bemerkte er, daß er laut gesprochen hatte; das war nicht seine Absicht gewesen, denn irgendwie meinte er, daß es unhöflich sei, sich auf diese Weise mit seinem Symbionten zu verständigen. Die Antwort konnte Ragtime natürlich nicht hören.

»Das war Antigone«, half Bailey ihm nach.

»Danke«, antwortete Barnum, diesmal jedoch lautlos.
»Ein Mann namens Antigone«, gab er Ragtime zur Antwort.

Der Mann hinter dem Tisch notierte es sich, und als er wieder aufblickte, lächelte er. »So, und nun zur Sache. Was haben Sie uns zu bieten?«

Soeben wollte Barnum damit beginnen, Ragtime ihr Wirken zu beschreiben, da flog die Tür weit auf, und herein sauste eine Frau. Sie sauste buchstäblich, kurvte um den Türrahmen, ergriff die Tür mit ihrem linken Ped, schlug sie mit geschmeidiger Bewegung zu und drehte dann in der Luft, um mit den Pedalfingern über den Boden zu trippeln, wodurch sie ihre Geschwindigkeit minderte, bis sie den Schreibtisch erreicht hatte, über den sie sich schließlich lehnte, um erregt auf Ragtime einzureden. Es überraschte Barnum, daß sie statt Füßen

Peds hatte, denn er hatte angenommen, in Pearly Gates habe niemand Peds. Zum Gehen waren sie ungeschickt. Aber an normalem Gehen war diese Frau anscheinend auch nicht interessiert. »Stell dir vor, was Myers jetzt fertiggebracht hat«, rief sie und begann in ihrem Enthusiasmus beinahe zu schweben. Ihre Pedalfinger dribbelten vor Aufregung über den Teppichboden. »Er hat die Sensoren im rechten Anteriorganglion wieder angeschlossen, und was glaubst du wohl, welche Wirkung das auf...«

»Ein Klient ist hier, Tympani.«

Sie wandte sich um und sah das Symbiont/Mensch-Paar hinter sich sitzen. Sie hob eine Hand an den Mund, als wolle sie sich zum Schweigen ermahnen, aber sie lächelte hinter der Hand. Sie kam herüber – in dieser Niedrigschwerkraft konnte man es nicht Laufen nennen; anscheinend bewerkstelligte sie diese Fortbewegungsart, indem sie sich auf je zwei Finger ihrer Peds erhob und auf diesen vier Fingern dahintrippelte, und das sah aus, als gleite sie über den Boden. Als sie vor ihnen stand, streckte sie eine Hand aus. Sie trug wie Ragtime einen Holo-Anzug, aber den Projektor nicht um die Taille – anders als er –, sondern er steckte in einem Ring. Als sie ihre Hand ausstreckte, mußte der Holo-Generator einen Ausgleich schaffen, indem er das Gewebe aus Licht rings um ihren Körper dehnte und damit zugleich verdünnte. Der Vorgang glich einer Explosion von Pastellfarben; ihr Körper erfuhr eine weitgehende Enthüllung. Was Barnum sah, hätte die Gestalt eines sechzehnjährigen Mädchens sein können; sie war hoch aufgeschossen und schmalhäftig, besaß kleine Brüste und zwei blonde Zöpfe, die ihr bis zur Taille reichten. Aber ihre Bewegungen widersprachen diesen Äußerlichkeiten. Es

gab keine Anzeichen der Schlaksigkeit von Halbwüchsigen. »Ich bin Tympani«, sagte sie und nahm seine Hand. Damit überrumpelte sie Bailey, der nicht wußte, ob er Barnums Hand entblößen sollte oder nicht. Was sie drückte, war folglich Barnums Hand unter einer drei Zentimeter dicken Schicht Baileys. Doch das schien sie nicht zu stören. »Sie müssen Barnum und Bailey sein. Wissen Sie eigentlich, wer die echten Barnum und Bailey waren?«

»Ja, das waren die Leute, die Ihre große Dampforgel gebaut haben.«

Sie lachte. »Man könnte *wirklich* meinen, das hier sei ein Zirkus, bis man sich daran gewöhnt hat. Rag sagt, Sie hätten uns etwas anzubieten?«

»Ich hoffe es.«

»Dann sind Sie bei uns richtig. Rag erledigt in unserer Firma die geschäftlichen Angelegenheiten. Ich bin das Talent. Also bin ich es, den Sie überzeugen müssen, wenn Sie verkaufen möchten. Ich nehme an, Sie haben nichts niedergeschrieben?«

Barnum schnitt eine schiefe Grimasse, dann entsann er sich, daß sie nichts sehen konnte als eine glatte grüne Fläche mit einem Loch für den Mund. Es brauchte ein Weilchen, um sich wieder an den Umgang mit Menschen zu gewöhnen. »Ich weiß nicht einmal, wie man Musik liest.«

Sie seufzte, empfand jedoch allem Anschein nach keinen Unmut. »Das habe ich mir gedacht. Das können die wenigsten Ringbewohner. Ehrlich, wenn ich wüßte, was Sie Ringbewohner zu Künstlern macht, könnte ich zu Reichtum gelangen.«

»Die einzige Möglichkeit ist, daß Sie sich im Ring niederlassen und selbst versuchen, es herauszufinden.«

»Stimmt«, sagte sie, ein wenig in Verlegenheit gebracht. Sie wandte den Blick von dem schauderhaften Ding auf dem Stuhl ab. Um den Zauber des Daseins im Ring zu entdecken, gab es nur die Möglichkeit, im Ring heimisch zu werden; und das wiederum war nur möglich, indem man sich mit einem Symbionten vereinte – für immer seine Individualität ablegte und Teil eines Teams wurde. Nicht viele Menschen waren dazu fähig. »Wir können ohne Umstände sofort anfangen«, sagte sie und patschte sich auf die Schenkel, um ihre Nervosität zu verhehlen. »Das Studio ist nebenan.« Er folgte ihr in einen trübe beleuchteten Raum, der halb ausgefüllt zu sein schien von Papier. Nie hätte er sich ausgemalt, daß irgendeine Tätigkeit so viel Papier erforderlich machen könne. Der ganze Sinn all dieser Papiere schien darin zu bestehen, daß man sie aufstapelte, um sie dann, sobald die Stapel zu hoch waren und umkippten und niederrutschten, zurechtzustoßen und zu einem neuen Stapel aufzuhäufen. Musikblätter knisterten unter seinen Peds, während er ihr in jenen Winkel des Raums folgte, wo unter einer Lampe die Tastatur des Synthesizers stand. Der Rest des Raums lag im Schatten, aber die Tasten schimmerten hell in ihrem Wechsel von Schwarz und Weiß, der uralten Beschaffenheit jeder Tastatur von Tasteninstrumenten. Tympani legte ihren Ring ab und setzte sich an die Tasten. »Das verdammte Holo ist mir stets im Weg«, erklärte sie. »Damit kann ich die Tasten nicht sehen.« Erst jetzt bemerkte Barnum, daß sich am Boden eine weitere Tastatur befand, ganz drunten im Schatten, und daß ihre Peds darüber verharnten. Er überlegte, ob das der einzige Grund für ihre Peds war; aber nachdem er sie darauf laufen gesehen hatte, zweifelte er daran. Für einen Moment saß sie reglos und

schaute ihn erwartungsvoll an. »Erzählen Sie«, sagte sie im Flüsterton.

Er wußte nicht, was er antworten sollte. »Erzählen? Einfach erzählen?«

Sie lachte und entspannte sich, legte die Hände in den Schoß. »War nur ein Scherz. Aber irgendwie müssen wir die Musik aus Ihrem Kopf und auf dieses Band bekommen. Welche Methode ziehen Sie vor? Ich habe gehört, daß man einmal eine Beethoven-Symphonie in englischer Sprache aufgeschrieben hat, jeden Akkord und jede Tonfolge in allen Details. Ich kann mir nicht vorstellen, wie man dahin kommt, so etwas überhaupt tun zu wollen, aber jemand hat es getan. Es ergab ein reichlich dickes Buch. Wir können es ebenso machen. Oder vielleicht fällt Ihnen ein anderer Weg ein.« Er schwieg. Bevor sie sich an die Tastatur setzte, hatte er an diese Seite der Angelegenheit gar nicht gedacht. Er kannte seine Musik, kannte sie bis ins letzte Hemi-Semi-Demi-Tre-molo. Aber wie sollte er sie aus dem Kopf hervorbringen? »Was ist die erste Note?« versuchte sie ihm nachzuhelfen.

Erneut empfand er Scham. »Ich kenne nicht einmal die Bezeichnungen der Noten«, bekannte er.

Sie war nicht überrascht. »Singen Sie den Anfang.«

»Ich... ich habe noch nie zu singen versucht.«

»Dann versuchen Sie es jetzt.« Sie sah ihn mit freundlichem Lächeln an, nicht schmeichelrisch, sondern wirklich ermutigend.

»Ich kann die Musik hören«, antwortete er verzweifelt. »Jede Note, jede Dissonanz... ist das das richtige Wort?«

Sie grinste. »Das ist *ein* richtiges Wort, aber ich weiß nicht, ob Sie eine Ahnung haben, was es bedeutet. Es meint die Klangqualität, wenn die Schwingungen nicht

miteinander harmonieren, einen *Mißklang*, einen sonisch unangenehmen Klang. So einen zum Beispiel.« Sie drückte zwei nahe beieinander befindliche Tasten, vollführte das gleiche noch mit mehreren anderen und betätigte dann einen oberhalb der Tasten angebrachten Schalter, bis nur noch einige wenige Vibrationen die beiden Töne trennten und sie in benachbarten Tonlagen auf- und abschwollen. »Mißklänge sind natürlich kein Ohrenschmaus, aber im richtigen Kontext können sie doch bewirken, daß man aufhorcht. Ist Ihre Musik diskordant?«

»Stellenweise. Ist das schlecht?«

»Überhaupt nicht. Richtig angewandt, ist es... na, nicht unbedingt schön, aber...« Ratlos breitete sie die Arme aus. »Über Musik zu reden bleibt selbst im günstigsten Falle unbefriedigend. Singen ist viel ergiebiger. Wollen Sie nun für mich singen, alter Freund, oder muß ich mir die Mühe machen, mich durch Ihre Darstellungen zu kämpfen?«

Widerwillig sang er ihr die ersten drei Töne seines Stücks vor; er wußte, daß sie im Vergleich zu dem Orchester, das durch seinen Kopf schmetterte, so gut wie nichts wert waren, aber er strebte verzweifelt danach, wenigstens irgend etwas zu versuchen. Sie übernahm die drei unmodulierten Töne und spielte sie auf dem Synthesizer; drei pure Klänge, die schön waren, aber leblos und Lichtjahre von dem entfernt, was er wünschte.

»Nein, es muß voller klingen.«

»Gut, ich spiele, was ich für einen volleren Klang halte, dann werden wir sehen, ob wir das gleiche meinen.« Sie drehte an einigen Schaltern und spielte die drei Töne noch einmal, diesmal in der Modulation eines Streichbasses.

»Das kommt näher. Aber es ist noch nicht ganz da.«

»Kein Grund zur Verzweiflung«, sagte sie, und ihre Hände betätigten erneut mit staunenswerter Flinkheit die Schalter des Armaturenbretts. »Jeder dieser Schalter bewirkt einen anderen Effekt, entweder einzeln oder in einer Kombination. Ich weiß zuverlässig, daß geradezu unendlich viele Möglichkeiten offenstehen. Irgendwie werden wir Ihre Melodie also treffen können. So. Wie soll's weitergehen, dahin oder dorthin?« Sie drehte den Schaltknopf zwischen ihren Fingern in eine Richtung, und dadurch wurde der Klang dünner; dann in Gegenrichtung, und die Töne klangen blecherner und neigten zum Posaunalen. Barnum setzte sich auf. Das kam der Sache noch näher, obschon es nach wie vor der Klangfülle entbehrte, die die Musik in seinem Kopf besaß. Er ließ sie den Schalter mehrmals in beide Richtungen drehen, bis sie die Einstellung herausgefunden hatten, die seiner Phantommelodie am allernächsten kam. Sie bediente einen anderen Knopfschalter, und im Ergebnis erzielten sie eine weitere Annäherung. Etwas aber fehlte noch immer daran. Barnum geriet rasch und unversehens in Eifer, stand schließlich über ihre Schulter gebeugt und griff nach dem Schalter. Behutsam drehte er ihn, dann begriff er, was er tat.

»Haben Sie etwas dagegen?« fragte er. »Es ist viel einfacher, wenn ich die Schalter selber bediene.«

Sie gab ihm einen Klaps auf die Schulter. »Sie Trottel«, sagte sie und lachte. »Fünfzehn Minuten lang habe ich mich angestrengt, um Sie an diesen Platz zu bringen. Glauben Sie, ich wäre dazu imstande, das für Sie zu tun? Diese Geschichte mit der Beethoven-Symphonie stimmt nicht.«

»Was werden wir nun anfangen?«

»Sie werden mit diesem Gerät arbeiten, und ich helfe Ihnen dabei, indem ich Ihnen sage, wie Sie die Änderungen erreichen können, an denen Ihnen liegt. Wenn alles geklärt ist, spiele ich's Ihnen vor. Glauben Sie mir, ich habe das schon zu häufig abgewickelt, um mir einzubilden, Sie könnten das sitzen und mir beschreiben, was zu spielen ist. Und nun singen Sie!« Er sang. Acht Stunden später kam Ragtime leise herein und stellte neben ihnen eine Platte mit Sandwiches und eine Kanne voll Kaffee auf den Tisch. Barnum sang noch immer, und mit ihm sang der Synthesizer.

Allmählich trieb Barnum aus seinem Taumel der Kreativität und erkannte, daß irgend etwas in seinem Blickfeld schwebte und seinen Ausblick auf die Tasten beeinträchtigte. Ein weißer Gegenstand, der dampfte und am Ende eines... Es war eine Kaffeetasse in Tympanis Hand. Er blickte auf in ihr Gesicht, und sie war so taktvoll, gar nichts zu sagen.

Während der Arbeit am Synthesizer waren Barnum und Bailey buchstäblich zu einem Wesen verschmolzen. Das war freilich ein günstiger Umstand, denn die Musik, die Barnum zu verkaufen versuchte, war auch das Produkt ihres gemeinsamen Geistes. Sie gehörte ihnen beiden. Nun nahm er von seinem Partner Abstand, gerade so viel, daß das Reden wieder mehr sein konnte als nur Selbstgespräch. »Was meinst du, Bailey? Sollen wir einen Schluck trinken?«

»Ich sehe keinen Anlaß, um darauf zu verzichten. Ich mußte tüchtig Wasserdampf erzeugen, um dich in dieser Räumlichkeit zu kühlen. Eine Auffüllung wäre nicht übel.«

»Hör mal, warum ziehst du dich nicht von meinen Händen zurück? Dann fiele es mir leichter, die Schalter zu handhaben. Ich könnte sie feiner einstellen, verstehst du? Außerdem weiß ich nicht, ob es höflich ist, ihr die Hand zu schütteln, ohne daß sich die echte Haut berührt.« Bailey sagte nichts dazu, doch sein geschmeidiger Körper wichen rasch von Barnums Händen zurück. Barnum streckte eine Hand aus und fuhr infolge der unvertrauten Wärmeempfindung in den eigenen Nervenenden zusammen. Das Gefühl war anfangs recht jäh, als es in seiner Kehle entstand und sich abwärts ausdehnte. Er schnappte nach Luft, und Tympani sah ihn besorgt an.

»Machen Sie langsam, alter Freund. Für einen so heißen Kaffee müssen Ihre Nerven erst einmal wieder in Form gebracht werden.« Sie selbst trank vorsichtig, ehe sie sich wieder den Tasten zuwandte. Barnum stellte seine Tasse ab und tat das gleiche. Aber dies schien genau der Zeitpunkt für eine Pause zu sein, denn er fand sich vorerst nicht wieder hinein. Sie erkannte es und entspannte sich sogleich wieder, nahm ein Sandwich und schlängte es hinab, als sei sie am Verhungern.

»Sie hungrert tatsächlich, du Idiot«, sagte Bailey. »Oder wenigstens ist sie sehr hungrig. Acht Stunden lang hat sie nichts gegessen, und sie besitzt keinen Symb, der mittels Recycling ihre Körperabfälle als Nahrung wiederverwertet und in die Venen träufelt. Deshalb wird sie hungrig. Erinnerst du dich daran?«

»Ich kann mich entsinnen. Ich hatte es allerdings ganz vergessen.« Er betrachtete den Haufen von Sandwiches. »Was das wohl für ein Gefühl wäre, eines davon zu essen?«

»So eins.« Der Geschmack eines Sandwich aus Weizen mit Thunfischsalat erfüllte Barnums Gaumen. Bailey

erzeugte diese Trickwahrnehmung – so wie alle anderen – durch direkte Stimulation des Sensoriums. Er vermochte mühelos völlig neuartige Empfindungen hervorzurufen, indem er ganz einfach einen Hirnsektor Barnums mit einem anderen koppelte. Wenn Barnum also wissen wollte, wie ein Sandwich mit Thunfischsalat schmeckte, konnte Bailey ihm ohne Umstände den Spaß gönnen.

»Na gut. Ich will auch dazu schweigen, daß ich nicht das Gefühl des Hineinbeißens verspürte, obwohl du, wie ich weiß, auch das hättest erzeugen können. Gar nicht zu reden von den Empfindungen des Kauens und Schluckens und einigen mehr.« Seine Gedanken nahmen eine Schwingungsqualität an, wovon Bailey nicht ganz sicher war, daß sie ihm gefiel. »Ich frage mich bloß, ob es im Rahmen der Höflichkeit wäre, eines zu essen?«

»Was soll plötzlich dieser ganze Rummel mit der Höflichkeit?« fuhr Bailey auf. »Iß, wenn du willst, aber warum, das werde ich wohl niemals begreifen. Benimm dich wie ein fleischfressendes Raubtier, und warte ab, was ich davon halte.«

»Nur die Ruhe, nur die Ruhe«, schalt Barnum in sanftmütiger Nachsicht. »Reiß dich zusammen, Kumpel. Ich will dir nichts aufzwingen. Aber wir müssen ja irgendwie mit diesen Leuten auskommen. Ich versuche nur, diplomatisch zu sein.«

»Dann iß von mir aus.« Bailey seufzte. »Du wirst damit meine ökologische Planung auf Monate hinaus durcheinanderbringen. Was soll ich bloß mit dem ganzen überschüssigen Protein anfangen? Aber was kümmert das denn dich?!« Lautlos lachte Barnum. Er wußte genau, daß Bailey damit anfangen konnte, was immer er wollte: es als Nahrung verwenden, es raffinieren, es verbrennen

oder einfach einlagern und bei der erstbesten Gelegenheit ausstoßen. Er langte nach dem Sandwich und spürte, wie die dicke Substanz von Baileys Haut sich aus seinem Gesicht zurückzog, als er es an den Mund hob. Er erwartete stärkere Helligkeit, aber zu Unrecht. Er benutzte zum ersten Mal seit Jahren wieder die eigenen Netzhäute zum Sehen, aber es bestand so gut wie gar kein Unterschied zu den in der Kortex erzeugten Bildern, die Bailey ihm die ganze Zeit gezeigt hatte.

»Sie haben ein hübsches Gesicht«, sagte Tympani mit einem Mund voller Sandwich. »Ich habe es mir gedacht. Sie haben von sich ein gutes Porträt geliefert.«

»Habe ich das?« meinte Barnum neugierig. »Was meinen Sie?«

»Ihre Musik. Sie spiegeln sich darin wider. Ich sehe nicht alles in Ihren Augen, was ich der Musik entnommen habe, aber das ist eigentlich nie der Fall. Der Rest ist Bailey, Ihr Freund. Und seine Ausdrucksweise ist mir unzugänglich.«

»Ja, das ist klar. Aber vermögen Sie trotzdem irgend etwas über ihn zu sagen?«

Sie dachte nach, dann setzte sie sich an den Synthesizer. Sie wählte ein Thema aus, das sie schon vor ein paar Stunden erarbeitet hatten, spielte es ein wenig schneller und mit subtilen Abweichungen in der Tonart. Das Fragment war fröhlich, doch haftete ihm eine Andeutung von etwas an, das sich gerade außerhalb der Reichweite des Begriffsvermögens befand. »Das ist Bailey. Er ist aus irgendeinem Grund beunruhigt. Wenn Erfahrungen etwas taugen, dann jedenfalls hier in Pearly Gates. Symbs halten sich nur ungern hier oder woanders auf, wo Schwerkraft herrscht. Es gibt ihnen das Gefühl, überflüssig zu sein.«

»Hörst du das?« fragte er seinen stummen Partner.

»Hmm-mm.«

»Und das finde ich eben ziemlich albern«, sprach sie weiter. »Natürlich kenne ich das nicht aus erster Hand, klar, aber ich bin schon vielen Paaren begegnet und habe mich mit ihnen unterhalten. Soviel ich weiß, ist die Verbundenheit zwischen einem Menschen und einem Symb... Nun, das Verhältnis einer Katze zu ihren Jungen, für die sie das Leben hingibt, wirkt dagegen wie eine reichlich nüchterne Beziehung. Aber ich vermute, Sie wissen das viel besser, als ich es ausdrücken kann.«

»Sie haben es gut zum Ausdruck gebracht«, sagte er.

Bailey ließ einen widerwilligen Seufzer des Beifalls vernehmen, eine Art von einfältigem Grinsen auf mentaler Ebene. »Sie ist mir überlegen, Fleischfresser. Ich werde künftig schweigen und euch beide reden lassen, ohne euch mit meiner restlos unbegründeten Unsicherheit zu stören.«

»Sie haben seine Stimmung gehoben«, sagte Barnum erfreut zu Tympani. »Er macht sogar Scherze über sich selbst. Das ist kein geringer Erfolg, denn er nimmt sich sehr ernst.«

»Das ist unfair. Ich kann mich nicht selbst verteidigen.«

»Ich dachte, du wolltest schweigen?«

Die Arbeit ging zügig voran, aber sie beanspruchte mehr Zeit, als es Bailey behagte. Nach drei Tagen Aufnahmen begann die Musik Gestalt zu gewinnen. Von einem bestimmten Zeitpunkt an konnte Tympani einen Knopf drücken und die Maschine sie abspielen lassen; und diese Fassung enthielt bereits wesentlich mehr als das musikalische Gerüst, das sie am ersten Tag entwickelt

hatten, bedurfte aber noch des letzten Schliffs. »Wie wäre es mit ›Kontrapunktuale Kantate‹?« fragte Tympani.

»Was?«

»Als Titel. Das Stück benötigt einen Titel. Ich habe darüber nachgedacht und bin auf diesen Titel verfallen. Er paßt, weil das Stück in seiner Konstruktion sehr metrisch ist, straff, taktgenau, präzise temperiert. Und trotzdem hat es in den Holzbläsern einen starken Kontrapunkt.«

»Sie meinen die Flöten, richtig?«

»Ja. Was halten Sie davon?«

»Bailey möchte wissen, was eine Kantate ist.«

Tympani zuckte mit den Schultern, aber ihre Miene war schuldbewußt. »Um ehrlich zu sein, ich bin mehr wegen der Alliteration darauf gekommen. Könnte ein Verkaufsfaktor sein. In Wirklichkeit wird eine Kantate gesungen, und dieses Stück hat ja keine Stimmen. Sind Sie ganz sicher, daß wir es nicht um Stimmen erweitern können?«

Barnum erwog den Vorschlag. »Ja.«

»Natürlich liegt die Entscheidung ganz bei Ihnen.« Sie schien ursprünglich noch etwas hinzufügen zu wollen, verzichtete jedoch darauf.

»Hören Sie, eigentlich ist mir der Titel ganz egal«, sagte Barnum. »Wenn Sie das Stück so nennen – wird Ihnen das helfen, es zu verkaufen?«

»Vielleicht.«

»Dann tun Sie, was Sie für richtig halten.«

»Danke. Rag beschäftigt sich schon mit der Vorauswerbung. Wir sind beide der Auffassung, daß das Stück echte Möglichkeiten hat. Der Titel gefällt ihm, und er weiß ziemlich gut, was sich verkaufen läßt. Er mag

auch das Stück.«

»Wie lange wird's noch dauern, bis wir fertig sind?«

»Noch zwei Tage. Werden Sie der Sache schon überdrüssig?«

»Ein wenig. Ich würde gerne bald in den Ring heimkehren. Und Bailey natürlich erst recht.«

Sie runzelte die Stirn und schob die Unterlippe nach vorn. »Das bedeutet, daß ich Sie zehn Jahre lang nicht sehen werde. Schleppendes Geschäft. Ein neues Talent zu entwickeln dauert eine Ewigkeit.«

»Warum sind Sie dann drin?«

Sie dachte nach. »Wahrscheinlich, weil Musik mir gefällt und weil Janus der Ort im Sonnensystem ist, wo immer die allerneueste Musik entsteht und gefördert wird. Niemand kann sich mit Ringbewohnern messen.« Er wollte sie bereits fragen, warum sie sich nicht einen Symbionten suchte und selbst im Ring niederließ, wenn sie eine solche Musikliebhaberin war, aber irgend etwas hielt ihn zurück; vielleicht ein unausgesprochenes Tabu, das sie errichtet hatte, oder eines in ihm selbst. In Wahrheit vermochte er überhaupt nicht länger zu verstehen, wieso nicht längst *jeder* mit einem Symbionten verpaart war, denn das schien die einzige vernünftige Art der Lebensführung zu sein. Aber er wußte, daß viele Menschen diese Möglichkeit als unattraktiv ansahen, sogar als abstoßend.

Nach der vierten Aufnahme entspannte sich Tympani, indem sie für das Paar auf dem Synthesizer spielte. Sie hatten gleich erkannt, daß sie gut war; jetzt erfuhr ihre Meinung eine Bekräftigung durch die Kunstfertigkeit, mit der sie die Tasten handhabte. Tympani hatte Musikgeschichte studiert. Bach oder Beethoven konnte

sie mit der gleichen Leichtigkeit spielen wie moderne Komponisten, solche wie Barnum. Sie spielte aus Beethovens Achter den ersten Satz. Mit ihren beiden Händen und den zwei Peds bereitete ihr eine exakte Nachahmung eines kompletten Symphonieorchesters keine Mühe. Aber darauf beschränkte sie sich keineswegs. Ihr Spiel verschmolz die traditionelle Streichmusik auf kaum festmachbare Weise harmonisch mit den konkreten Klängen, die nur ein elektronisches Instrument hervorbringen konnte.

Danach spielte sie etwas von Ravel, das Barnum unbekannt war, dann eine frühe Komposition von Riker. Anschließend erfreute sie ihn mit einigen Joplin-Rags und einem Marsch von John Philip Sousa. Dabei erlaubte sie sich keine Freiheiten und spielte exakt mit der von den Komponisten vorgegebenen Instrumentation. Schließlich ging sie direkt über zu einem anderen Marsch. Er war unerhört lebhaft, voller chromatischer Tonfolgen, die emporbrausten und abschwollen. Sie spielte die Baßpartien mit einer Präzision, die die alten Musiker niemals zu erreichen vermochten. Barnum wurde an alte Filme erinnert, die er als Kind gesehen hatte, Filme voller Löwen, die in Käfigen knurrten und fauchten, und mit Federn geschmückten Elefanten.

»Was war das?« erkundigte sich Barnum, als sie das Stück beendet hatte.

»Komisch, daß Sie das fragen, Mr. Barnum. Das war ein alter Zirkusmarsch mit dem Titel *Thunder and Blazes*. Man nennt ihn aber auch *Einmarsch der Gladiatoren*. Unter den Forschern besteht Uneinigkeit. Einige sagen, er habe einen dritten Titel, nämlich *Barnum and Bailey's Favorite*, doch die Mehrheit vertritt die Auffassung, das sei ein anderes Stück gewesen. Falls

sie recht haben, ist es verschollen, und das wäre zu schade. Aber jedermann ist davon überzeugt, daß dieser Marsch auch Barnum und Bailey gefiel. Wie finden Sie ihn?«

»Er gefällt mir. Würden Sie ihn noch einmal spielen?«

Sie tat es, und danach spielte sie ihn auch ein drittes Mal, weil Bailey wollte, daß er sich Barnums Gedächtnis gut einprägte, damit sie ihn später für sich hören konnten. Tympani schaltete die Anlage ab und stützte sich mit den Ellbogen auf die Tasten. »Wenn Sie wieder draußen sind«, sagte sie, »wollen Sie sich nicht einmal überlegen, ob Sie bei Ihrem nächsten Werk mit einem Synaptikon arbeiten?«

»Was ist ein Synaptikon?«

Sie starrte ihn an, da sie offenbar nicht glauben konnte, was sie gehört hatte. Dann spiegelte ihre Miene heitere Freude wider. »Das wissen Sie wirklich nicht? Dann haben Sie noch etwas zu lernen!« Und sie sprang an ihren Tisch hinüber, schnappte etwas mit ihren Peds und hüpfte zurück zum Synthesizer. Es handelte sich um ein kleines, schwarzes Kästchen mit einem Riemen und einem Kabel mit einem Anschlußstöpsel. Sie kehrte ihm den Rücken zu und teilte an der Schädelbasis ihr Haar. »Würden Sie wohl so freundlich sein und mich anschließen?« bat sie ihn.

Barnum sah die kleine goldene Buchse, die ihr Haar verbarg, eine der Art, die man benutzte, um auf einer Grenzebene mit einem Computer in Direktkommunikation zu treten. Er steckte den Stöpsel hinein, und sie schnallte sich das Kästchen um den Hals. Es war streng funktional beschaffen, wirkte irgendwie improvisiert ungefüige, ganz wie eine Versuchskonstruktion, und wies Werkzeugspuren und

Stellen auf, wo die Farbe abgeblättert war; es machte den Eindruck, als bastele man fast täglich daran herum.

»Es befindet sich noch im Entwicklungsstadium«, sagte Tympani. »Myers – das ist der Bursche, von dem diese Errungenschaft stammt – befaßt sich ständig damit, baut diese und jene Dinge zusätzlich ein. Sobald es richtig geeignet ist, bieten wir es als Halskette an. Das Schaltsystem könnte noch erheblich kompakter sein. Der Prototyp hatte ein Kabel, das ihn mit dem Lautsprecher verband, und das hat meinen Stil stark behindert. Aber das hier hat nun einen Sender. Sie werden gleich sehen, was ich meine. Kommen Sie, hier drin ist nicht genug Platz.« Sie ging voraus ins benachbarte Büro und schaltete an der Wand einen Lautsprecher ein.

»Ein Synaptikon«, erklärte sie, während sie sich mitten ins Büro stellte und die Arme an ihren Seiten baumeln ließ, »setzt Körperbewegungen in Musik um. Es mißt die Spannung im Nervensystem des Körpers, verstärkt sie und... na, ich führe es Ihnen lieber vor. Diese Haltung ist gleich Null – es entsteht kein Ton.« Sie stand aufrecht, aber gelockert, die Peds nebeneinander, ihre Hände an den Seiten, den Kopf leicht geneigt. Dann hob sie einen Arm und streckte ihn vor sich, als greife sie nach etwas – aus dem Lautsprecher hinter ihr drang ein Emporschwirren auf der Tonleiter, und als sich in der Luft ihre Finger um den unsichtbaren Klang schlossen, entstand ein Akkord. Sie bog die Knie vorwärts, und ein leiser Baßton schlich sich ein, der anschwoll, als sie die Muskeln ihrer Schenkel anspannte. Mit ihrer anderen Hand erweiterte sie die Harmonien, dann warf sie abrupt den ganzen Körper zur Seite, und die Klänge steigerten sich zu einer Kaskade von Akkorden. Barnum setzte sich kerzengerade aufrecht, und mit ihm richteten sich die

Haare auf seinen Armen und im Nacken auf.

Tympani konnte ihn nicht sehen. Sie war in einer Welt verloren, die ein wenig neben der Bandbreite der Wirklichkeit existierte, einer Welt, wo Tanz gleichzeitig Musik war und ihr Körper das Instrument. Ihr Blinzeln verwandelte sich in ein Stakkato, das Tonsätze unterstrich, und ihr Atem lieferte eine solide rhythmische Basis für das Netzwerk von Klängen, das sie mit ihren Armen, Beinen und Fingern wob. Die Schönheit bestand für Barnum und Bailey aus der perfekten Übereinstimmung von Bewegung und Klang. Er hatte gedacht, es wäre nur irgendeine Neuigkeit; eine schweißtreibende Anstrengung, um den Körper zu linkischen und unnatürlichen Figuren zu verrenken, die doch niemals mit der Musik in Einklang standen. Aber so war es nicht. Jedes Element formte das andere.

Sowohl die Musik als auch der Tanz waren auf ganzer Länge spontan improvisiert und unterlagen keinen Regeln außer den eigenen Innerlichkeiten. Als sie schließlich zum Ende kam, auf den Fingerspitzen ihrer Peds wippte, die Klänge langsam ins Nichts abklingen ließ, war Barnum wie betäubt. Und es verblüffte ihn, das Geräusch eines Händeklatschens zu hören. Er erkannte, daß seine eigenen Hände klatschten, aber nicht er war es, der klatschte. Es war Bailey. *Nie zuvor* hatte Bailey die motorische Kontrolle übernommen.

Daraufhin wollten sie bis in die allerletzten Details informiert werden. Bailey war von der neuen Kunstform überwältigt und entwickelte, während er durch Barnum seine Fragen stellen ließ, eine solche Ungeduld, daß er beinahe darauf bestanden hätte, für eine Weile Barnums Stimmbänder selber zu betätigen. Ihr Grad von

Begeisterung überraschte Tympani. Sie war eine energische Verfechterin des Synaptikons, hatte aber bislang nicht viel Erfolg bei dessen Popularisierung gehabt. Es besaß seine Grenzen und galt als interessant, aber mit der Zeit als langweilig. »Was sind das für Grenzen?« fragte Bailey, und Barnum sprach die Frage für ihn aus.

»Im Grunde genommen benötigt es, um seine volle Effektivität entfalten zu können, die Bedingung der Schwerelosigkeit. Es gibt gewisse Nebentöne, die sich einfach nicht eliminieren lassen, solange man aufrecht innerhalb einer Gravitation steht, auch nicht auf Janus. Und man kann hier auch nicht lange genug in der Luft schweben bleiben. Offenbar ist es Ihnen nicht aufgefallen, aber ich konnte unter den hiesigen Bedingungen zahlreiche Variationen nicht vorführen.«

Barnum sah sofort eine Möglichkeit. »Dann sollte ich mir eines zulegen. Ich kann es einsetzen, während ich mich durch den Ring bewege.«

Tympani streifte sich eine Haarsträhne aus der Stirn. Sie war von ihrem Auftritt mit Schweiß bedeckt, und ihr Gesicht war gerötet. Fast entging Barnum ihre Antwort – mit so eindringlicher Aufmerksamkeit verfolgte er die Bewegungsharmonie dieser unbedeutenden Geste. Und dabei war das Synaptikon schon ausgeschaltet. »Vielleicht sollten Sie's. Aber an Ihrer Stelle würde ich noch warten.« Barnum wollte nach dem Grund fragen, aber sie redete ohnehin unverzüglich weiter. »Das hier ist noch kein Präzisionsinstrument, aber wir arbeiten daran, verbessern es jeden Tag. Ein Teil der Problematik, müssen Sie wissen, besteht darin, daß es einer speziellen Einübung bedarf, um das Gerät so zu bedienen, daß es mehr als Geräusche erzeugt. Insofern war ich nicht

vollkommen ehrlich, als ich Ihnen erklärte, wie es funktioniert.«

»Wieso?«

»Na, ich habe gesagt, es mißt die Spannung in den Nerven und setzt sie um. Aber wo befinden sich im Körper die meisten Nerven?«

Barnum begriff, was sie meinte. »Im Gehirn.«

»Genau. Daher ist in diesem Fall die Stimmung noch viel wichtiger als sonst in der Musik. Haben Sie jemals ein Alphawellengerät benutzt? Indem Sie auf einen Ton lauschen, können Sie gewisse Funktionen Ihres Gehirns kontrollieren. Man braucht Übung. Das Gehirn liefert das Klangreservoir für das Synaptikon, moduliert die gesamte Komposition. Wenn Sie darüber keine Kontrolle besitzen, kommt nur Lärm heraus.«

»Wie lange haben Sie damit geübt?«

»Fast drei Jahre.«

Während Barnum und Bailey mit ihr zusammenarbeiteten, mußte Tympani ihren Tages- und Nachtrhythmus den biologischen Prozessen des Paars anpassen. Letzteres verbrachte die Perioden des Sonnenlichts im Kommunalsolarium. Das Solarium war eine kostenlose Einrichtung der Niederlassung, aber sie zahlte sich sehr wohl aus, denn ohne sie wäre verpaarten Menschen der Aufenthalt auf Janus für länger als ein paar Tage unmöglich gewesen. Es bestand aus einer Ebene, die im Quadrat drei Kilometer maß und in Felder mit einer Kantenlänge von jeweils hundert Metern unterteilt war. Barnum hatte kein besonderes Verhältnis zu dieser Einrichtung – sie gefiel keinem Paar allzu gut – , aber innerhalb eines Gravitationsfelds ließ sich nicht mehr verlangen.

Keine geschlossene Ökologie ist wirklich geschlossen. Dieselbe Wärme kann nicht endlos wiederverwertet werden, wie Rohmaterialien sich wiederverwenden lassen. Wärme muß gespeist werden, an irgendeinem Punkt des Kreislaufs muß Energie zufließen, damit die Pflanzenkomponente dazu imstande ist, innerhalb des Systems jene Kohlenhydrate zu synthetisieren, welche die animalische Komponente benötigt. Bailey konnte zu diesem Zweck einen Teil der Niedrigwärme benutzen, die entstand, wenn Barnums Körper diese Moleküle spaltete, aber dieses Verfahren würde bald zum Zusammenbruch ihres ökologischen Systems führen. Als Lösung bot sich dem Symbionten die Fotosynthese an, deren sich auch jede andere Pflanze bedient, obwohl die Chemikalien, die Bailey dazu verwendete, mit Chlorophyll nur eine entfernte Ähnlichkeit hatten. Die Fotosynthese erfordert eine große Pflanzenoberfläche, weit mehr, als der Körper eines Menschen zur Verfügung stellen kann. Und die Intensität des Sonnenlichts im Saturnbereich betrug nur ein Hundertstel dessen auf der Erde.

Barnum schritt vorsichtig auf einer der weißen Trennlinien entlang, die das Solarium in Felder einteilten. Rechts und links von ihm ruhten Menschen in den Mittelpunkten der großen Quadrate, nur von einer notdürftig dünnen Schicht ihrer Symbs umhüllt; der Rest der Symbs war wie ein lebender Belag als Blatt ausgebreitet, fast unsichtbar, bloß zu erkennen als ein Schimmer auf dem flachen Untergrund. Im Weltraum formte man diese Art von Sonnenblume durch langsame Rotation, so daß die Zentrifugalkraft das große Parabolorgan entfaltete. Hier lag es schlaff am Boden ausgebreitet, von mechanischen Hilfsmitteln in den

Winkeln des Feldes ausgezogen. Symbionten besaßen keine Muskeln für diese Verrichtung. Niemals während des Aufenthalts auf Janus sehnten sie sich so stark zurück in die Ringe wie beim Besuch des Solariums. Barnum streckte sich in der Mitte eines leeren Feldes aus und ließ die mechanischen Klauen in Baileys Integument einklinken. Sie begannen langsam zu ziehen und Bailey auszubreiten. Im Ring entfernten sie sich nie weiter als zehn Kilometer von der Obergrenze. Sie ließen sich aufwärts entschweben, entfalteten dort die Sonnenblume, verdämmerten ein paar Stunden und ließen sich dann vom Lichtdruck zurück in die Schattenzonen des Rings treiben. Es war jedesmal ein behagliches Erlebnis, nicht das gleiche wie Schlaf, nicht ganz das gleiche wie irgend etwas aus der menschlichen Erfahrungswelt. Es war ein Pflanzenbewußtsein, eine traumlose, schlichte Bewußtheit um das Universum, unbehelligt von irgendwelchen Gedankengängen. Hier brummte Barnum mißmutig vor sich hin, während ringsum ihre Sonnenblume geöffnet wurde; obwohl die Phase der Energieaufnahme in ihrer Existenz *nicht* den Schlaf gleichkam, verspürte Barnum nach mehreren Tage ohne Energienachschub im Bereich einer Gravitationsquelle Symptome, die sehr jenen des Schlafmangels ähnelten. Sie waren beide gereizt. Sie gierten beide danach, in den Zustand der Schwerelosigkeit zurückzukehren. Er fühlte, wie ihn die angenehme Lethargie einlullte. Unter ihm bohrte Bailey kraftvolle Wurzeln in das bloße Gestein, benutzte Säureverbindungen, um sich hineinzufressen und an die geringen Mengen von Ersatzmasse zu gelangen, die das Paar benötigte. »Wann also kehren wir heim?« erkundigte sich Bailey in ruhiger Gemütsverfassung.

»Jetzt kann's jeden Tag soweit sein. Jeden Tag.« Barnum war schlaftrig. Er fühlte, daß die Sonne die Flüssigkeit in Baileys Sonnenblume zu erwärmen begann. Ihm war zumute wie einem Gänseblümchen, das träge auf einer grünen Weide mit dem Köpfchen nickte.

»Ich vermute, ich brauche dich gar nicht darauf hinzuweisen, aber die Aufnahme ist fertiggestellt. Es ist nicht notwendig, daß wir noch länger bleiben.«

»Ich weiß.«

Am Abend desselben Tages tanzte Tympani noch einmal. Diesmal war es ein langsamer Tanz, dem alle schwungvollen Übergänge und das Emporwallen der Crescendos des ersten Mals fehlten. Und langsam, fast unmerklich, schlich sich ein Thema ein. Es war verändert, neu arrangiert, da eine Tonfolge, dort ein Satz. Nie wurde es ganz melodisch, was es auf dem Band war, aber das war nur recht. Das Stück war entworfen für Streicher und Bläser und etliche andere Instrumente, aber einen Tympani-Part hatten sie nicht festgelegt. Sie mußte es ihrem Instrument anpassen. Aber es blieb kontrapunktual. Als sie mit dieser Vorführung fertig war, erzählte sie ihnen von ihrem erfolgreichsten Konzert, mit dem sie beinahe die Gunst des Publikums gewonnen hatte. Es war ein Duett gewesen; sie und ihr Partner hatten während eines Liebesakts ein- und dasselbe Synaptikon gespielt. Der erste und der zweite Satz waren mit Wohlwollen aufgenommen worden. »Und dann, als wir das Finale erreichten«, berichtete sie, und die Erinnerung verzerrte ein wenig ihre Miene, »ging plötzlich die Harmonie flöten, und es klang wie... ja, ein Kritiker meinte, wie der Todeskampf einer Hyäne. Leider hatten wir es nicht bemerkt.«

»Wer war Ihr Partner? Ragtime?«

Sie lachte. »Er? Nein, er versteht überhaupt nichts von Musik. Als Liebhaber taugt er durchaus etwas, aber er könnte niemals im Dreivierteltakt lieben. Es war Myers, der Bursche, der das Synaptikon entwickelte. Aber er ist mehr Techniker als Musiker. Ich habe für diesen Auftritt noch keinen wirklich geeigneten Partner gefunden. Außerdem würde ich damit sowieso nicht mehr öffentlich auftreten. Solche Kritiken tun weh.«

»Aber ich habe den Eindruck, daß Sie zum Musizieren folgende Bedingungen für ideal halten: ein Duett beim Liebesakt im freien Fall.«

Sie schnaubte. »Habe ich das gesagt?« Lange schwieg sie. »Vielleicht ist es so«, sagte sie schließlich und seufzte. »Es liegt nun einmal in der Natur dieses Instruments, daß die kraftvollste und reichste Musik entsteht, wenn der Körper sich im höchsten Einklang mit seiner Umgebung befindet, und ich kann mir keinen günstigeren Zeitpunkt vorstellen als vor dem Orgasmus.«

»Warum hat es dann nicht geklappt?«

»Vielleicht sollte ich darüber den Mund halten, aber es war Myers, der den Auftritt verdorben hat. Er geriet in Erregung... ich meine, das ist zwar der ganze Sinn der Sache, aber er konnte seine Erregung nicht länger unter Kontrolle behalten. Da war ich, gestimmt wie eine Stradivari, fühlte in meinem Innern himmlisches Harfenspiel – und da bläst er plötzlich so einen Dschungelrhythmus auf einem Kazoo hinein. So etwas möchte ich nicht noch einmal erleben. Ich halte mich jetzt ans traditionelle Ballett, so wie heute abend.«

»Tympani«, platzte Barnum heraus, »ich könnte im Dreivierteltakt lieben.«

Sie stand auf und wanderte durch das Büro, wobei sie

ihn dann und wann anschaute. Er vermochte ihren Blick nicht zu deuten, war sich aber unangenehm der Tatsache bewußt, daß sie einen grotesken grünen Klumpen mit einem menschlichen Gesicht inmitten einer Gewebemasse obenauf sah. Er empfand eine Anwandlung von Widerwillen gegen Baileys Äußeres. Warum konnte sie nicht *ihn* sehen? Er steckte dort drinnen, lebendig begraben. Zum ersten Male fühlte er sich beinahe wie ein Gefangener. Bailey schrak vor dem Gefühl zurück.

»Ist das ein Angebot?« fragte sie.

»Ja.«

»Aber Sie haben kein Synaptikon.«

»Bailey und ich haben das durchgesprochen. Er nimmt an, daß er die Funktion eines Synaptikons übernehmen kann. Immerhin betreibt er ja sowieso etwas Ähnliches in jeder Sekunde unseres Daseins. Er ist sehr darin geübt, Nervenimpulse umzulenken, sowohl in meinem Körper wie auch meinem Gehirn. Mehr oder weniger wohnt er in meinem Nervensystem.«

Für einen Moment war sie sprachlos. »Sie meinen, Sie können Musik machen... und hören, ohne irgendein Instrument zu verwenden? Bailey besorgt das für Sie?«

»Sicher. Wir haben einfach bloß noch nie daran gedacht, Körperbewegungen durch den auditorischen Teil des Hirns zu leiten. Genau das ist Ihre Methode.«

Sie öffnete den Mund, um etwas zu sagen, schloß ihn jedoch wieder; sie schien sich nicht entschließen zu können was sie tun sollte.

»Tympani, warum verpaaren Sie sich nicht und lassen sich draußen im Ring nieder? Einen Augenblick, hören Sie erst zu. Sie haben gesagt, meine Musik sei großartig, und Sie glauben, sie ließe sich sogar gut verkaufen. Wie

habe ich das geschafft? Haben Sie sich das einmal überlegt?«

»Ich denke sogar häufig darüber nach«, murmelte sie und schaute weg.

»Als ich hier eintraf, kannte ich nicht einmal die Namen der Noten, die mir durch den Kopf gingen. Ich war unwissend. Ich weiß noch immer nicht besonders viel. Aber ich komponiere. Und Sie, Sie wissen mehr über Musik als jeder andere, dem ich jemals begegnet bin, Sie lieben sie, Sie spielen sie mit meisterlicher Schönheit. Aber wo sind Sie wirklich schöpferisch?«

»Ich habe dieses und jenes geschrieben«, erwiederte sie trotzig. »Ach, nun gut, Sie haben recht. Es hat nichts getaugt. In dieser Hinsicht besitze ich anscheinend kein Talent.«

»Aber ich bin der Beweis dafür, daß Sie keines brauchen. Ich habe diese Musik nicht geschrieben. Bailey auch nicht. Wir sahen ihr zu, lauschten ihr, wie sie sich rings um uns abspielte. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie das draußen ist. Es ist wie die Summe aller Musik, die Sie jemals vernommen haben.«

Vielen schien es auf den ersten Blick völlig klar und logisch zu sein, daß die besten künstlerischen Leistungen im Sonnensystem aus den Ringen des Saturn stammten. Einen schöneren Ort zum Leben wird die Menschheit nicht entdecken, bis sie nach Beta Lyrae oder noch weiter vorgedrungen ist. Den Anblicken, die sich in den Ringen bieten, vermag ein Künstler zweifellos ungezählte Inspirationen abzugewinnen. Aber Künstler sind selten. Wie kam es, daß die Ringe jedem Menschen, der sich dort niederließ, Kunst entlockten? Ringbewohner hatten das künstlerische Wirken im Solarsystem schon ein

Jahrhundert lang beherrscht. Wäre dieser Umstand ein Ergebnis der grandiosen Ausmaße der Ringe und ihrer süperben Schönheit gewesen, so hätte man erwarten dürfen, daß alle dort geschaffene Kunst vorwiegend bombastischer Natur und in ihren Klängen und Stilarten schön sei. Aber das war nie der Fall gewesen. Die Gemälde, Dichtungen, Prosa und Musik der Ringbewohner erfaßten die volle Bandbreite der menschlichen Erfahrungen und gingen sogar um einen Schritt darüber hinaus.

Ein Mann oder eine Frau begab sich aus einem von einer ganzen Vielfalt möglicher Gründe zum Janus, dazu entschlossen, das bisherige Leben zu beenden und sich mit einem Symbionten zu verpaaren. So etwas ereignete sich täglich ein dutzendmal, und von allen diesen Fällen vernahm man erst einmal für ein Jahrzehnt gar nichts. Diese Leute boten einen ordentlichen Querschnitt der menschlichen Rasse, es waren sowohl Befähigte dabei wie auch Trottel, Menschenfreunde so gut wie Rohlinge. Sie waren haargenau so, wie Junge, Alte, Mitleidige, Hartherzige, Begabte, Nichtsnutze, Empfindsame und Streitsüchtige als zufällige Auswahl der Menschheit eben sein mußten.

Wenige davon besaßen irgendeine Ausbildung oder bloß eine Neigung auf den Gebieten der Malerei, der Musik oder der Schriftstellerei. Einige von ihnen verloren das Leben. Denn die Ringe waren keine ungefährliche Attraktion, sondern eine waghalsige Herausforderung. Alle, die sich dort niederließen, konnten das Überleben auf keine andere Weise lernen als durch den Versuch und durch den Erfolg. Aber die Mehrzahl sah man wieder.

Und sie kam mit Gemälden und Songs und

Geschichten. Der einzige Wirtschaftszweig auf Janus waren Agenturen. Hier war jedoch eine spezielle Art von Agent nötig, denn nur die wenigsten Ringbewohner betraten das Büro einer Agentur mit irgendeinem bereits fertiggestellten Kunstwerk. Ein Literaturagent hatte die leichteste Aufgabe. Doch eine Komponisten-Agentur mußte dazu in der Lage und bereit sein, einem Komponisten, der nicht das geringste von Noten verstand, einige Grundlagen der Musikwissenschaft beizubringen und gemeinsam mit ihm die Endfassung seines Stükkes zu erarbeiten. Aber jede derartige Mühe zahlte sich hoch aus. Kunst aus dem Ring verkaufte sich statistisch mit zehnmal höherer Wahrscheinlichkeit als Kunst von irgendeinem anderen Ort des Sonnensystems. Und noch besser – statt eines Vermittlungshonorars strich der Agent fast den gesamten Erlös ein, und die Künstler verlangten niemals mehr. Ringbewohner hatten für Geld wenig Verwendung. Oft konnte sich ein Agent mit den Einnahmen aus einem Verkaufserfolg zur Ruhe setzen.

Aber bei alldem blieb die fundamentale Frage, warum Ringbewohner Kunstwerke schufen, gänzlich unbeantwortet. Auch Barnum wußte es nicht. Er machte sich höchstens bestimmte Gedanken dazu, und einige fanden sogar eine Bestätigung durch Bailey. Irgendwie lag die Quelle der Kreativität in der Verschmelzung eines menschlichen Geistes mit dem Geist eines Symbionten. Ein Ringbewohner war mehr als ein Mensch, aber trotzdem noch immer ein Mensch. Sobald er sich mit einem Symbionten verband, ergab sich etwas anderes, das sich ihrer Gewalt entzog. Der beste Begriff, den Barnum selbst jemals davon hatte geben können, war die Formulierung, daß sich bei dieser Begegnung zweier Verstandeseinheiten verschiedener Art am

Verbindungspunkt eine Spannung aufbaute. Sie glich der Addition zweier Amplituden, wenn zwei Wellen sich frontal treffen. Diese Spannung war mentaler Art, und sie fand ihren Ausdruck in den Symbolen, die dem menschlichen Geist zu ihrer Aufnahme zur Verfügung standen. Es mußten die menschlichen Symbole sein, denn das intellektuelle Dasein eines Symbionten beginnt erst in dem Moment, in dem er mit einem menschlichen Gehirn in Kontakt gerät. Der Symbiont besitzt kein eigenes Hirn und muß mit dem zeitweiligen Gebrauch des menschlichen Gehirns zureckkommen.

Sie gelangten vor Tympanis Apartment an, und sie hielt ihnen die Tür auf. Drinnen versenkte sie das gesamte Mobiliar in den Boden, so daß nur ein großer, leerer Raum mit weißen Wänden zurückblieb. »Was habe ich zu tun?« fragte sie mit gedämpfter Stimme. Er streckte einen Arm aus und nahm ihre Hand, die sofort in Baileys Substanz verschwand.

»Gib mir deine andere Hand.« Sie tat es und sah stoisch zu, wie die grüne Masse ihre Arme hinaufkroch. »Schau nicht hin«, empfahl Barnum, und sie hörte auf den Rat. Er spürte Luft auf seiner Haut, als Bailey in seinem Innern eine Atmosphäre zu produzieren begann und sie aufblies wie ein Ballon. Die grüne Kugel wuchs an, umhüllte Barnum völlig und schloß allmählich auch Tympani ein. Nach fünf Minuten füllte die amorphe grüne Riesenblase den ganzen Raum aus.

»So etwas habe ich noch nie gesehen«, sagte sie, während sie darin standen und sich an den Händen hielten.

»Gewöhnlich tun wir es nur im Weltraum.«

»Was kommt nun?«

»Halt nur still.« Sie sah ihn über ihre Schulter spähen und wollte sich zunächst umdrehen; aber dann entschied sie sich dagegen, und ihre Haltung verkrampte sich ein wenig, als sie erkannte, was nun folgen sollte. Aus der inneren Oberfläche des Symbionten war eine dünne Ranke erwachsen und tastete sich nun zu der Computerbuchse an ihrem Hinterkopf vor. Sie zuckte zusammen, als die Ranke sie berührte, dann entspannte sie sich, als Baileys Ausläufer sich hineinwand. »Wie ist der Kontakt?« wandte sich Barnum an Bailey.

»Einen Moment... ich bin noch beim Einfühlen.« Der Symb war mittlerweile durch die mikroskopisch kleinen Kontaktpunkte am inneren Ende der Buchse gesickert und folgte nun dem Netzwerk von Fasern, das sich durch ihr Großhirn erstreckte. Nach jedem Abschnitt tastete sich Bailey umsichtig und behutsam weiter und suchte nach den *loci*, die er in Barnum so gut kannte. »Die Filamente sind ein wenig andersartig«, berichtete er Barnum. »Ich muß ein paar Tests durchführen, damit ich sicher sein kann, daß ich an den richtigen Stellen sitze.«

Tympani fuhr auf, dann starre sie entsetzt an sich hinab, als ihre Arme und Beine ohne ihr Wollen zuckten und schlenkernten. »Sag ihm, er soll damit aufhören«, schrie sie, dann stieß sie ein Keuchen aus, als Bailey rasch eine Reihe von gedächtnissensorischen *loci* prüfte; in nahezu übergangsloser Folge erfuhr sie den Duft einer Orangenblüte, entsann sie sich des Höhlendaseins im Mutterleib, eines peinlichen Zwischenfalls, den sie als Kind erlebte, und ihrer ersten Empfindung des freien Falls. Sie schmeckte eine Mahlzeit, die sie vor fünfzehn Jahren gegessen hatte. Es war, als drehe man an einer Radioskala durch alle Frequenzen und höre Fragmente von tausend verschiedenen Liedern, sei aber dennoch

dazu befähigt, jedes in seiner Gesamtheit wahrzunehmen. Es dauerte nicht länger als eine Sekunde und versetzte sie dennoch in Müdigkeit. Aber auch diese Schwäche war eine Illusion, und als sie wich, lag Tympani in Barnums Armen. »Sorge dafür, daß er aufhört«, forderte sie und stemmte sich gegen seine Umarmung.

»Es ist vorbei«, sagte er.

»Na, fast«, sagte Bailey. Er vollzog die übrigen Tests unterhalb ihrer Bewußtheitsebene. »Ich bin drin«, meldete er sich schließlich wieder bei Barnum. »Aber ich kann nicht voraussagen, wie gut es klappen wird. Du mußt berücksichtigen daß ich für so etwas nicht geschaffen bin. Normalerweise benötige ich einen größeren Zugang als diese Buchse, mehr einen wie den in deiner Schädeldecke.«

»Besteht für sie irgendeine Gefahr?«

»Ach was, aber es wäre möglich, daß ich überlastet werde und die ganze Sache abbrechen muß. Durch diese dünne Ranke soll allerhand fließen, und ich bin nicht sicher, ob ich der Belastung gewachsen bin.«

»Wir werden eben unser Bestes tun müssen.«

Sie standen einander gegenüber. Tympani war verkrampft, ihre Augen blickten starr drein. »Was kommt nun?« fragte sie wieder, während sie ihre Füße in die dünne, aber flexible und warme Fläche von Baileys Körper drückte.

»Ich hatte gehofft, daß du die einleitenden Takte beiträgst. Gib mir einen Einstieg, auf dem ich dir folgen kann. Immerhin hast du das schon einmal gemacht, auch wenn es nicht gelungen ist.«

»Also gut. Nimm meine Hände...«

Barnum hatte keine Ahnung, wie die Komposition

beginnen sollte. Sie wählte ein sehr gemäßiges Tempo. Der Anfang war nicht von traurigem Charakter; eigentlich besaß er überhaupt kein Tempo. Es war ein Tonpoem in freier Form. Sie bewegte sich mit einer kühlen Langsamkeit, die keine Spur von der freimütigen Sexualität aufwies, die er erwartet hatte. Barnum sah zu und hörte, wie sich ein tiefer Unterton entwickelte; er erkannte ihn als Ausdruck des Erwachens von Aufmerksamkeit in seinem eigenen Bewußtsein. Das war seine erste Reaktion. Ganz allmählich, während sie sich ihm entgegenbewegte, begann auch er mit vorsichtigen Regungen. Seine Musik ergänzte die ihre, aber die Klänge blieben separat und harmonierten nicht miteinander. Sie befanden sich sozusagen in verschiedenen Räumlichkeiten und hörten einander durch die Wände.

Sie beugte sich hinab und berührte mit den Fingerspitzen sein Bein. Langsam strich sie mit der Hand an seinem Körper entlang, und das Geräusch klang nach Fingernägeln, die über eine Wandtafel kratzen. Es klirrte, es knirschte, es zerrte an seinen Nerven. Es wühlte ihn auf, aber er setzte den Tanz fort. Erneut berührte sie ihn, und das Thema wiederholte sich. Ein drittes Mal erbrachte die gleichen Resultate. Er fand sich innerlich damit ab, lockerte sich, begriff diese Geräusche, wie harsch sie auch sein mochten, als Bestandteil ihrer Musik. Sie entstammten ihrer Spannung. Er kniete vor ihr nieder und legte seine Hände an ihre Taille. Sie drehte sich langsam und verursachte einen Klang wie von rostigem Metall, das über einen Betonboden rollt. Sie behielt die Drehbewegung bei, und der Ton begann sich zu modulieren und einen Rhythmus anzunehmen. Er pulsierte, synkopierte als Funktion ihres Herzschlags.

Allmählich wurden die Klänge weicher und begannen miteinander zu verschmelzen. Tympanis Haut glitzerte von Schweiß, während sie sich schneller drehte. Dann, auf ein Zeichen hin, das er niemals bewußt wahrnahm, hob Barnum sie empor in die Luft, und als sie sich umarmten, regneten ringsum Klänge in wahren Kaskaden herab. Sie strampelte vergnügt mit den Beinen, und die Bewegung verband den donnergleichen Baß-Protest seiner geforderten Beinmuskeln mit einer luftigleichten Folge von Halbtönen. Die Musik erreichte ein Crescendo, das sich unmöglich halten ließ. Als sie einander drückten, murmelten die Töne unentschlossen untereinander, und sie holten gemeinsam tief Atem.

»Nun sind wir zumindest aufeinander eingestimmt«, flüsterte Tympani, und das Symb-Synaptikon nahm, als sie sprach und sich zugleich hörte, die Nervenimpulse in ihrem Mund, den Ohren und der Zunge auf und vermischte sie mit den Impulsen aus Barnums Ohren. Das Resultat war eine verklingende Serie von Arpeggios, aufgebaut um jedes einzelne Wort, und die Echos währten minutenlang. Sie lachte, sobald sie das hörte, und dies war auch ohne irgendeine Aufbereitung Musik. Die Musik verstummte nicht für einen Augenblick. Sie bewohnte den Raum rings um sie, sammelte sich in dunklen Tümpeln unter ihren Füßen und schwang mit ihren scharfen Atemzügen in abklingendem Allegretto.

»Es ist dunkel geworden«, flüsterte sie, darum besorgt, sie könnte, wenn sie lauter spräche, die Klangintensität beeinträchtigen.

Die Wörter umwoben Barnums Haupt, als er den Blick hob und rundum schaute.

»Draußen bewegen sich Dinge«, sagte sie. Das Tempo steigerte sich ein wenig, als ihr Herz sich beim Anblick

jener Grau-in-Grau-Umrisse zusammenzog, die sie wahrnahm.

»Die Klänge nehmen Formen an«, sagte Barnum.
»Fürchte dich nicht davor. Das geschieht nur in deinem Kopf.«

»Ich bin nicht sicher, ob ich so tief in mein Bewußtsein schauen möchte.«

Als der zweite Satz begann, erschienen über ihren Häuptern Sterne. Tympani lag träge rücklings auf einer Oberfläche, die unter ihr langsam nachgab, so wie Sand oder eine zähe Flüssigkeit. Sie fand diesen Untergrund nicht unangenehm. Sie ließ ihre Schulterblätter davon umfassen, während Barnum ihrem Körper mit seinen Händen Musik entlockte. Er entdeckte Händevoll von reinen, glockengleichen Tönen, ungestört durch Timbre oder Resonanz, Existzenzen aus eigenem Recht. Er setzte seine Lippen an sie und saugte aus ihr einen Mundvoll Akkorde und ließ sie nacheinander seinem Mund entweichen wie Blasen, und sie bildeten wie Bienen eine Traube rings um seine Nonsense-Worte, läuteten Ton um Ton auf den Harmonien in seiner Stimme. Sie streckte die Arme über ihrem Kopf aus und entblößte ihre Zähne, durchfurchte den Sand, der unter ihrer Berührung nun so real war wie ihr eigener Körper.

Hier war die Sexualität, nach der Barnum getrachtet hatte. Sie war ungestüm und wollüstig wie eine Göttin des hinduistischen Pantheons, ihr Leib schrie wie eine Dixieland-Klarinette, und die Klänge klammerten sich ans Geäst der Bäume über ihnen und flatterten daran wie zerrissene Laken. Sie lachte, hielt die Hände vor ihr Gesicht und beobachtete, wie Funken aus blauem und weißem Feuer zwischen ihren Fingerspitzen Lichtbögen

bildeten. Die Funken sprangen zu Barnum über und leuchteten überall auf, wo sie ihn berührten. Das Universum, worin sie zu Besuch weilten, war außergewöhnlich kooperativ. Wenn die Funken von Tympanis Händen empor an den düsteren, von Wolken gestreiften Himmel sprangen, kehrten sie als wildes Blitzezucken zu ihr zurück, das Ehrfurcht erregte, keine Furcht.

Tympani wußte, daß es sich um Schöpfungen von Baileys Verstand handelte. Aber sie gefielen ihr. Es gefiel ihr auch, als sich über ihr Tornados formten und sich wie im Tanz um ihr Haupt wandten. Der Sturm, der heraufzog, schwoll in perfektem Gleichmaß mit dem Tempo ihrer Musik an. Nach und nach verlor Tympani über das Geschehen den zusammenhängenden Überblick. Die Glut in ihrem Leib erfuhr eine Umwandlung in Irrwitz: ein Klavier, das einen Abhang hinunterrollte, eine als Trampolin mißbrauchte Harfe. Die trunkene Lockerheit einer Zugposaune, die jemand am Grunde eines Brunnens spielte, erklang. Sie führte ihre Zunge über seine Wange, und daraus entstand ein Klang wie von Öltropfen, die auf eine Schnarrtrommel fallen. Barnum suchte Zugang zur Konzerthalle, und das klang wie ein frontaler Zusammenprall von Cembali.

Dann zog jemand den Stecker des Wiedergabegeräts heraus, und das Band surrte mit stetig abnehmender Geschwindigkeit am Tonabnehmerkopf vorbei, während sie verschlafuten. Die Musik plapperte hartnäckig zu ihnen, um sie daran zu erinnern, daß dies nur eine kurze Unterbrechung sein konnte, daß sie sich in der Gewalt von Kräften befanden, die ihnen weit überlegen waren, und sie sahen es ein; Tympani saß leicht auf Barnums Schoß, sah ihn an und fühlte sich in seinen Armen

geborgen.

»Warum die Pause?« fragte Tympani, und es erheiterte sie, als die Wörter ihren Mund nicht als Laute, sondern in Form von Buchstaben verließen. Sie berührte die kleinen Buchstaben, als sie gemächlich zu Boden sanken.

»Bailey bat darum«, sagte Barnum, ebenfalls in Buchstaben. »Seine Systeme sind überlastet.« Die Wörter umkreisten zweimal seinen Kopf und verblaßten.

»Und warum diese Himmelsschrift?«

»Um die Musik nicht durch weitere Worte zu stören.« Sie nickte und lehnte ihren Kopf wieder an seine Schulter. Barnum war glücklich. Zärtlich streichelte er ihren Rücken und erzeugte auf diese Weise ein brünstiges, knistriges Brummen. Mit seinen Fingerspitzen formte er die Klangkonturen. Als Ringbewohner war er das Gefühl des Triumphes über unendliche Weiten gewöhnt. Mit Baileys Hilfe konnte er den gewaltigen Ring auf einen kleineren Maßstab niederzwingen, bis er innerhalb des Horizonts eines menschlichen Geistes lag. Aber nichts von alledem, was er jemals erlebt hatte, konnte sich mit dem Machtbewußtsein messen, das er empfand, wenn er Tympanis Körper berührte und damit Musik erzeugte. Ein leichter Wind begann sie zu umschmeicheln. Er regte die Blätter des Baumes, dessen Laubdach sich über ihnen wölbte. Während der höchsten Stärke des Sturmes waren die Liebenden fest auf dem Boden geblieben; nun jedoch hob das Lüftchen sie empor und trieb sie davon in die Wolken.

Tympani bemerkte es nicht. Als sie die Augen öffnete, war sie sich allein dessen bewußt, daß sie sich wieder in einem vergessenen Niemandsland befanden, wo es nur sie gab und ihre Musik. Und die Musik baute sich immer

weiter auf, vervollkommnete sich immer mehr. Der letzte Satz war sowohl harmonischer als die vorherigen als auch weniger variationsreich. Zuletzt waren sie in vollkommenem Einklang, folgten dem Taktstock ein und desselben Dirigenten. Das Stück, das sie extemporierten, war jubilant. Es war lautstark und großzügig angelegt, und es wies gewisse Anzeichen einer Neigung zum Wagnerischen auf. Aber irgendwo lachten die Götter. Tympani ließ sich treiben, sich völlig in den Besitz der Musik übergehen. Barnum lieferte das Gerüst der Melodie, während sie sich damit begnügte, die gelegentlichen Appoggiaturen beizutragen, die aufwühlenden Nuancen, die verhinderten, daß sich die Musik zum Schwerfälligen hin entwickelte. Die Wolken begannen zu weichen und enthüllten allmählich die neue Illusion, in die Bailey sie entrückte. Sie war verschleiert. Aber sie besaß Weite. Tympani öffnete die Augen und sah...

... den Anblick des Rings von der Oberhälfte aus, einige Kilometer oberhalb der Ringbreite. Unter ihr erstreckte sich endlos eine goldene Fläche, und über ihr waren Sterne. Die Fläche zog ihren Blick an, lenkte ihn hinab... Sie war dünn. Insubstantiell. Man konnte hindurchsehen. Sie schirmte ihre Augen gegen die Sonne ab (und führte damit in die Musik ein kümmerliches Moll-Thema ein) und spähte hinunter in das wirbelnde Wunder, zu dem man sie entführt hatte, und ihre Ohren füllten sich mit dem Kreischen ihrer unausgesprochenen Furcht, als Bailey die Empfindung aufgriff und umsetzte. Sterne waren unter ihr, rings um sie, und alle bewegten sich auf sie zu, und sie bewegte sich zwischen ihnen hindurch, und sie begannen sich zu drehen, und...

... da war wieder Baileys innere Oberfläche. Über

ihren Augen, die noch nicht wieder sahen, zog sich abgetrennt eine dünne grüne Ranke in die Wand zurück... und verschwand.

»Durchgebrannt.«

»Bist du unversehrt?« fragte Barnum.

»Ich bin in Ordnung. Durchgebrannt. Du hast es selbst gemerkt. Ich habe dir ja gesagt, daß die Verbindung vielleicht nicht durchhält.«

Barnum beruhigte ihn. »Wir hatten niemals mit einer solchen Intensität gerechnet.« Er schüttelte den Kopf und versuchte die Erinnerung an diesen schrecklichen Moment aus seinem Bewußtsein zu verdrängen. Er hatte seine Ängste, aber eindeutig keine Phobien. Niemals hatte ihn etwas so gepackt, wie die Ringe Tympani gepackt hatten. Er empfand Dankbarkeit, als Bailey sich verstohlen einschaltete und den Schmerz in einen Winkel seines Bewußtseins scheuchte, wo er mit ihm nicht konfrontiert wurde. Dafür würde später genug Zeit sein in den weiten, lautlosen Bahnen, die sie zu ziehen pflegten... Tympani setzte sich auf, sichtlich benommen, aber sie begann zu lächeln. Barnum wünschte, Bailey könnte irgendeine Aussage über ihre mentale Verfassung machen, aber die Verbindung war dahin. Schock? Er hatte die Symptome vergessen. »Ich muß wohl selbst herausfinden, wie es um sie steht«, meinte er zu Bailey.

»Für meine Begriffe wirkt sie wohllauf«, sagte Bailey. »Ich habe sie besänftigt, als der Kontakt abbrach. Womöglich erinnert sie sich gar nicht so deutlich daran.« Sie erinnerte sich tatsächlich nicht. Oder vielmehr entsann sie sich – gnädigerweise – des Glücks und hatte von der Furcht am Ende nur noch einen vagen Eindruck. Sie wollte keinen besseren davon haben, und so war es

nur gut. Es war nicht notwendig, daß etwas sie quälte oder herabsetzte, das sie niemals haben konnte.

Danach liebten sie sich im Innern Baileys. Ihre Zärtlichkeit war still und tief und währte lange Zeit. Was noch an Wunden in ihnen saß, das heilte in diesem sanften Schweigen, nur von der Musik ihrer Atemzüge durchdrungen. Dann zog Bailey sich langsam zurück auf Barnum, die beiden ließen ihr Universum auf Mannsgröße zusammenschrumpfen und schlossen Tympani für immer aus.

Die verbleibende Frist war voller Peinlichkeit und Unbeholfenheit. Barnum und Bailey mußten in einer Stunde am Katapult sein. Alle drei wußten, daß Tympani ihnen niemals zu folgen vermochte, aber sie sprachen nicht darüber. Sie versprachen einander, daß sie Freunde bleiben wollten, und wußten doch, es war aussichtslos.

Tympani hatte einen Honorarvertrag zur Hand, den sie Barnum aushändigte. »Zweitausend minus neunzehnfundneunzig für die Pillen.« Sie legte das Dutzend kleiner Kückchen in seine andere Hand. Sie enthielten die Spurenelemente, die das Paar draußen im Ring nicht bekommen konnte, und sie waren der einzige Grund, warum sie überhaupt den Janus hatten aufsuchen müssen. »Ist das genug?« erkundigte sich Tympani besorgt.

Barnum betrachtete das Stück Papier. Es kostete ihn einige Mühe, sich darauf zu besinnen, wie wichtig Geld für einzelne Menschen war; er dagegen hatte dafür kaum Verwendung. Sein Bankkonto reichte nun aus, um ihn jahrtausendelang mit Aufbaupillen zu versorgen, könnte er bloß so lange leben, auch wenn er nie wieder eine

Komposition verkaufte. Und nun verstand er, warum so wenige Ringbewohner wiederholt Geschäfte auf dem Janus tätigten. Paare und Menschen konnten nicht zusammen leben. Ihr einziges Feld der Begegnung war die Kunst, und selbst dorthin begaben sich die Einzelmenschen nur aufgrund monetärer Zwänge, die Paaren fremd blieben.

»Klar, das geht in Ordnung«, sagte er und schob das Papier beiseite. »Das ist mehr, als ich benötige.«

Tympani war erleichtert. »Natürlich weiß ich das«, erwiederte sie, geplagt von einem Schuldgefühl. »Mir ist trotzdem immer zumute, als sei ich ein Ausbeuter. Es ist nicht allzuviel. Rag meint, mit diesem Stück könnten wir möglicherweise groß rauskommen und reich werden. Ihr dagegen werdet nichts mehr erhalten.«

Barnum wußte Bescheid und machte sich nichts daraus.

»Es ist wirklich reichlich, und wir brauchen nicht mehr«, antwortete er. »Ich wurde bereits in der einzigen Währung bezahlt, die ich schätze, und das war das Glück, dich kennengelernt zu haben.«

Dabei beließen sie es.

Der Countdown dauerte nicht lange. Die Katapult-Operatoren neigten dazu, die Paare durch die Maschine zu schleusen wie Vieh durch ein Gattertor. Doch Barnum und Bailey hatten noch Zeit genug – eine Spanne eigener Stretch-Zeit –, um Tympani in ihrem Gedächtnis wie in Bernstein einzuschreinen. »Warum?« fragte einmal Barnum. »Wieso hier? Woher röhrt diese Furcht?«

»Ich habe einige Dinge gesehen«, erklärte Bailey nachdenklich. »Ich wollte sie erkunden, aber dann schämte ich mich und beschloß, ihre persönlichen Traumata unangetastet zu lassen.«

Langsam tickte der Countdown dem Abschußsignal entgegen, und in Barnums Ohren begann eine dumpfe, schlaffe Musik zu erklingen.

»Liebst du sie noch?« fragte Barnum.

»Mehr denn je.«

»Ich auch. Es ist ein schönes Gefühl, und gleichzeitig schmerzt es. Ich nehme an, wir werden darüber hinwegkommen. Aber ich glaube, von nun an beschränken wir unsere Welt auf ein Maß, dem wir gewachsen sind. Was ist das eigentlich für eine Musik?«

»Ein Abschiedsgruß«, sagte Bailey. Er beschleunigte ihr Zeitfeld, bis sie die Musik deutlich und klar hörten.

»Er kommt übers Radio. Ein Zirkusmarsch.« Gerade hatte Barnum ihn erkannt, da verspürte er die sanfte, aber rasch zunehmende Schubkraft, mit der das Katapult ihn im Rohr nach oben beförderte. Er lachte, und sie schossen gemeinsam aus einem Pfeifenrohr der gewaltigen Dampforgel von Pearly Gates ins All. Sie durchstießen einen riesigen orangenen Rauchring, hinterließen darin ein Loch und entschwanden unter den Klängen von *Thunder and Blazes*.

Übersetzt von Hans Joachim Alpers